Mundart im Alltag : von der Politik zum Mundartpop = Le dialecte au quotidien : de la politique au pop dialectal

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Schriftenreihe = Collection / Forum Helveticum**

Band (Jahr): **15 (2005)**

PDF erstellt am: **29.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

MUNDART IM ALLTAG: VON DER POLITIK ZUM MUNDARDPOP

LE DIALECTE AU QUOTIDIEN: DE LA POLITIQUE AU POP DIALECTAL

MUNDART IN DER LOKALEN UND KANTONALEN POLITIK: «LA TRADITION DU BILINGUISME À LA BIENNOISE»

Hans Stöckli

In Biel, der grössten zweisprachigen Stadt der Schweiz, wird die Zweisprachigkeit gelebt. Die französischsprachige Minderheit (Anteil nach Amtssprache: 39%) und die deutschsprachige Mehrheit (Anteil nach Amtssprache: 61%) leben nicht getrennt, sondern hauptsächlich miteinander (und mit über 60 anderen Sprachen). *Bilinguisme à la biennoise* heisst, dass im Alltag, beim Apéro im Restaurant, im Parlament oder auf dem Quartierspielplatz jeder und jede in seiner Muttersprache spricht, und sich bemüht, die anderen, welche ihrerseits in ihrer Muttersprache sprechen, zu verstehen. Das heisst im gesprochenen Alltag ein selbstverständliches Miteinander von Schweizerdeutsch und Französisch.

Offiziell zweisprachig

Die Bieler Zweisprachigkeit ist institutionell verankert. Der Amtsbezirk Biel (bestehend aus den Gemeinden Biel und Leubringen) ist der einzige zweisprachige Amtsbezirk im Kanton Bern. Mit der Änderung des offiziellen Gemeindenamens von «Biel (BE)» in «Biel/Bienne» am 15. Dezember 2004 durch die Kantonsregierung sind nun der deutschsprachige und der französischsprachige Name unserer Stadt gleichberechtigt.

Die Stadt Biel war bis Mitte des 19. Jahrhunderts eine deutschsprachige Stadt. Erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts führte eine gezielte «Wirtschaftsförderung» mit Steuererlassen dazu, dass eine erhebliche Zahl von französischsprachigen Uhrenarbeitern mit ihren Familien in Biel ansässig wurde.

Die französischsprachige Minderheit ist seither kontinuierlich gewachsen, ist im Lauf der Zeit politisch stark geworden und hat ihre Anliegen – den vollen Ausbau des französischsprachigen Schulsystems und die vollständige politische Integration – erreicht. Die Zweisprachigkeit wurde in den 1920er Jahren das Markenzeichen Biels. Das positive Bild einer zweisprachigen Stadt gehört seither zur politischen Kultur der Stadt.

Durchmischung der Sprachgruppen

Der bilinguisme à la biennoise ist eigentlich ein Mit- und nicht ein Nebeneinander. Die Verteilung der Sprachgruppen lässt keine Konzentration von Deutsch- oder Französischsprachigen in einzelnen Quartieren erkennen. Die räumliche Durchmischung nimmt eher zu. Die Schulen allerdings sind nach den Amtssprachen (und Sprachkulturen) getrennt. Ein Immersionsprojekt (einzelne Unterrichtslektionen in der anderen Sprache) läuft seit 1998 in einer Quartierschule. Im Jahr 2001 wurden die ersten zweisprachigen Maturitätsprüfungen abgelegt. Im Bereich der obligatorischen Schulzeit wird von der zweisprachigen Umgebung noch zu wenig profitiert. Das Schulsystem ist ausgeprägt monolingual aufgebaut, möglicherweise eine Folge verstärkter Identifikationsbedürfnisse der sprachlichen Minderheit.

Auch wenn lediglich etwa ein Siebtel der deutschsprachigen und ein Drittel der französischsprachigen Bielerinnen und Bieler in der Familie selbst zweisprachig aufwachsen, verfügt ein überdurchschnittlich grosser Anteil der einsprachig aufgewachsenen Personen nach eigener Einschätzung über gute oder sehr gute Kenntnisse der anderen Sprache. Es ist insbesondere interessant, dass fast drei Viertel der einsprachig-französischsprachigen Personen der Ansicht sind, schriftlich wie mündlich über genügende bis sehr gute Deutschkenntnisse zu verfügen; dies bezieht sich sowohl auf die Schriftsprache wie auch auf den gesprochenen Dialekt.

Denn bilinguisme à la biennoise bedeutet, dass jeder in seiner und jede in ihrer Muttersprache spricht und vom anderen verstanden wird. Auch wenn in den Dienstleistungsarbeitsplätzen wie auch in der Verwaltung selbstverständlich erwartetet wird, dass die Sprache der Kundschaft übernommen wird.

Zweisprachigkeit in der lokalen Politik

Im politischen Zusammenarbeiten zeigt sich der bilinguisme à la biennoise besonders ausgeprägt. So spricht im Gemeinderat – der Exekutive – jede und jeder in seiner Muttersprache, dies heißt selbstverständlich, die deutschsprachigen Mitglieder des Gemeinderates sprechen in ihrem Dialekt. Die Akten liegen in Deutsch oder Französisch vor, je nach der Muttersprache der Autorin bzw. des Autors.

Auch im Stadtparlament, dem Stadtrat, spricht jedes Mitglied in seiner Muttersprache, wird also auch Schweizerdeutsch gesprochen. Eine Übersetzung der gesprochenen Worte findet nicht statt, das Protokoll des Stadtrates ist zweisprachig, je nach der gesprochenen Sprache. Die Akten für das Parlament allerdings werden übersetzt und den Mitgliedern des Rates in ihrer jeweiligen Muttersprache zugestellt. Seit 2004 werden sämtliche vom Gemeinderat an den Stadtrat verabschiedeten Dokumente übersetzt, also auch die Antworten auf parlamentarische Vorstöße, welche bis dahin lediglich in der Sprache der Anfrage beantwortet wurden.

In einer Debatte im Dezember 2003 wurde im Stadtrat ein parlamentarischer Vorstoß, welcher eine Simultanübersetzung einführen wollte, klar abgelehnt. Der Rat und insbesondere die französischsprachigen Mitglieder haben sich dafür engagiert, die Tradition des bilinguisme à la biennoise zu erhalten. Allerdings wurde von einigen Mitgliedern des Parlaments offen deklariert, dass sie Akten, welche nicht in ihrer Muttersprache vorliegen, nicht lesen würden.

Stadtpräsident in der zweisprachigen Stadt Biel

Als Stadtpräsident der grössten zweisprachigen Stadt der Schweiz ist es für mich selbstverständlich, bei öffentlichen Ansprachen und Auftritten die Zweisprachigkeit als Markenzeichen Biel zu propagieren und in beiden Amtssprachen zu sprechen. In aller Regel beginne ich auf Französisch, wechsle innerhalb der Ansprache auf Schweizerdeutsch, um am Ende wieder Französisch zu sprechen. Der Anteil Französisch und Schweizerdeutsch ist schlussendlich etwa je hälftig. In meiner langjährigen politischen Arbeit mit sehr vielen öffentlichen Auftritten ist es ein einziges Mal vorgekommen, dass die Zuhörenden es nicht akzeptiert haben, dass ich neben Französisch Schweizerdeutsch spreche. In einem Gymnasium wurde ich korrigiert, stattdessen Hochdeutsch zu sprechen.

Leider gehöre auch ich zu diesen Schweizerinnen und Schweizern, welche sich mündlich nur sehr ungern in Hochdeutsch äussern. Zweifel an meiner Sprachkompetenz, an der Tonalität und an der präzisen Ausdrucksweise im gesprochenen Hochdeutsch führen dazu, dass ich lieber Französisch als Hochdeutsch spreche. Im gesprochenen Wort empfinde ich Hochdeutsch als «Fremdsprache», allerdings nur als «zweite Fremdsprache», deutlich nach dem Französischen. Andererseits kommt es mir nie in den Sinn, Schweizerdeutsch zu schreiben, auch im privaten Umfeld nicht. Die Ausdrucks- und die Denk-

weise sind für mich im gesprochenen bzw. im geschrieben Wort allzu unterschiedlich.

Bei Auftritten in der Romandie spreche ich selbstverständlich Französisch. Es ist für mich klar, dass das Zusammenleben der Sprachen in Biel nicht auf das gesamtschweizerische Zusammenleben der Sprachgemeinschaften übertragen werden kann. Wie erwähnt, ziehe ich aber das Französische – und auch das Italienische – dem Hochdeutschen bei weitem vor.

Zweisprachigkeit in der kantonalen Politik

Für einen Bieler führt die Wahl ins eidgenössische Parlament auch im Bereich des Umgangs mit den anderen Sprachen zu einer Angewöhnung. Simultanübersetzung und Auftritte am Rednerpult in Hochdeutsch sind für einen Bieler weit weg von der gelebten Zweisprachigkeit.

Auf kantonaler Ebene konnte ich als Mitglied des Grossen Rates die Verhandlungssprache frei wählen. Die Verhandlungssprachen sind Deutsch (Mundart oder Schriftsprache) und Französisch; die Wahl fällt dabei bei den deutschsprachigen Ratsmitgliedern in aller Regel auf das Schweizerdeutsche. Allerdings werden die Debatten simultan in die beiden Amtssprachen Deutsch und Französisch übersetzt.

Verschiedentliche Vorstösse, als Verhandlungssprache neben dem Französischen nur noch Hochdeutsch zuzulassen, wurden immer wieder abgelehnt, so letztmals Ende 2003. Ausschlaggebend dabei war insbesondere die Tatsache, dass sich die Mitglieder der Deputation, also die französischsprachigen Grossrätinnen und Grossräte, durch den Gebrauch des Schweizerdeutschen bei den Voten nicht benachteiligt oder gestört fühlten. Ihren Bedürfnissen wird mit der Übersetzung der schriftlichen Unterlagen und mit der Simultanübersetzung der Ratsverhandlungen offensichtlich genügend Rechnung getragen. Den deutschsprachigen Mitgliedern des Grossen Rates steht es damit weiterhin frei, in den Ratsverhandlungen Schweizerdeutsch oder Hochdeutsch zu sprechen.

Zur Situation der kantonalen Politikerinnen und Politikern dazu noch folgendes Erlebnis: Zum Zeitpunkt meines Eintrittes in die Fraktion der SP des Kantons Bern als Mitglied des Grossen Rates war festgelegt, dass während den Fraktionssitzungen Hochdeutsch gesprochen wurde, um die französischsprachigen

Fraktionsmitglieder nicht zu benachteiligen. Eine Simultanübersetzung der Fraktionssitzungen wird aus verständlichen Gründen nicht praktiziert. Vor einem halben Jahr wurde diese Regelung auf Wunsch der französischsprachigen (!) Mitglieder der Fraktion aufgehoben: Aus ihrem Alltag heraus war ihnen das Berndeutsche näher und besser verständlich als das Hochdeutsche und damit die bevorzugte Ausdrucksform in der Partnersprache.

Schweizerdeutsch und Französisch

Bilinguisme à la biennoise heisst Leben der Zweisprachigkeit im Alltag. Das alltägliche, nahe Zusammenleben führt zu einer Sprachsituation, die nicht auf die ganze Schweiz übertragen werden kann: Französischsprachige Personen, welche an der Sprachgrenze tagtäglich mit deutschsprachigen Personen im Kontakt sind, bevorzugen es, wenn diese Schweizerdeutsch und nicht Hochdeutsch sprechen. Denn die regelmässig gehörte Sprachform ist gewohnter und wird besser verstanden. Deutschsprachige Bielerinnen und Bieler ihrerseits bevorzugen als gesprochene Sprache nach dem Schweizerdeutschen sehr häufig nicht Hochdeutsch sondern Französisch. Der gesprochene Bilinguisme à la biennoise heisst: Schweizerdeutsch und Französisch.

IL DIALETTO NELLA POLITICA NAZIONALE

Fulvio Caccia

Sono nato e cresciuto in un ambiente in cui l'uso del dialetto era molto diffuso: il dialetto di Cadenazzo anzitutto, con le sue differenze rispetto a quello dei Comuni vicini di Contone e San Antonino. Da parte materna ho anche imparato a comprendere il dialetto dell'Alta Leventina. Ho seguito l'evolversi di questi dialetti col graduale aumento della mobilità delle persone (a cominciare dai compaesani di mio padre che, lavorando in ferrovia, erano molto più mobili di lui, piccolo contadino). Utilizzo il dialetto correntemente, anche con i miei figli e con gran parte degli amici ticinesi. M'interessano molto gli studi in questo settore, all'ultimo dei quali ha dato un modesto contributo di testimonianze anche mia madre.[1] Mi piacciono le poesie di Carlo Porta.

Con questa premessa intendo porre l'accento sull'interesse per il dialetto, sull'apprezzamento di tutti i dialetti, e quindi chiarire che non soffro assolutamente di idiosincrasia nei confronti di essi; anzi, li ritengo una manifestazione importante delle particolarità culturali da preservare, pur nella loro naturale evoluzione.

Quindi, anche il problema del dialetto (o «Mundart») nella Svizzera tedesca lo affronto con quello stesso spirito, forte anche di una conoscenza, piuttosto passiva, che varia secondo le regioni del Paese, costruita nel corso di una frequentazione regolare e, a tratti, di presenza assai stabile, che dura da oltre quarant'anni. In particolare negli undici anni di appartenenza al Consiglio nazionale e negli ultimi sette di presidenza della Commissione federale delle comunicazioni (ComCom) la frequentazione di interlocutori svizzero-tedeschi è stata intensissima, nel mondo politico nazionale, nel mondo dell'economia, della scienza e in quello dei media.

L'esperienza inconfutabile mostra che sempre più frequentemente l'interlocutore al quale ci si rivolge in «buon tedesco» (con inconfondibile accento ticinese!), in modo cosciente o incosciente, risponde in dialetto. Semmai il discorso inizia in «buon tedesco», capita spesso che dopo alcuni minuti, quasi inavvertitamente l'interlocutore «cambia tastiera». Se trenta o quarant'anni fa ciò capitava con qualche frequenza in negozi o ristoranti, oggi capita regolarmente anche con interlocutori ad alti livelli di istruzione. Quante volte ho dovuto chiedere anche a giornalisti di commutare sul «buon tedesco» per poter fare un'intervista!

Certo, raramente questo atteggiamento esprime una deliberata scarsa considerazione della posizione dell'interlocutore che cerca, per principio, di esprimersi in una lingua che gli è straniera. Ma è altrettanto certo che la percentuale di persone che ha il riflesso immediato di abbandonare il dialetto per rispetto dell'interlocutore è diminuita vistosamente, il che tradisce una sempre più scarsa abitudine o addirittura padronanza del «buon tedesco» e una sempre più scarsa interiorizzazione della cultura politica tipica del nostro Paese, fatta di attenzione particolare per le minoranze.

L'istituzione scuola ha avuto una grande responsabilità in questa evoluzione. Finalmente la tendenza in atto sembra essere di segno contrario e fa sperare in un lento miglioramento. Ma si deve pur aggiungere che le ragioni per un cambiamento di tendenza non vanno cercate in un ricupero di cultura politica, bensì nella preoccupazione crescente per la perdita di competenze linguistiche delle giovani generazioni. Infatti, se l'estensione massiccia della comunicazione audio-visiva produce in genere un impoverimento linguistico in termini di estensione del vocabolario e di precisione del linguaggio, nel caso della Svizzera tedesca a questo aspetto di sovrappone massicciamente l'uso estensivo (od ossessivo?) del dialetto. Oltre i radiogiornali e i telegiornali non rimane più molto in «buon tedesco». Perfino i commenti di approfondimento dopo i radiogiornali sono in dialetto, ed anche i dibattiti di politica nazionale – anche quelli culturali (come un dibattito sulle nuove regole del «buon tedesco»!), anche la maggior parte dei programmi culturali di DRS2.

Senza voler fare del multilinguismo degli Svizzeri un mito – che comunque non ha mai corrisposto e non corrisponderà mai alla realtà –, chi vuole occuparsi seriamente del Paese e dei suoi destini a livello politico, culturale ed anche economico, non può mancare di fare lo sforzo di seguire gli avvenimenti e i dibattiti che animano la vita delle diverse comunità linguistiche nazionali. Lo può fare a condizione di disporre di una competenza linguistica almeno passiva nelle altre lingue nazionali. Se i media stampati offrono questa opportunità, quelli elettronici presuppongono di capire anche il dialetto: è decisamente chiedere troppo alle minoranze nazionali!

Questa situazione generale si ripercuote anche a livello politico-parlamentare. Dato per scontato che il mito della vita parlamentare nazionale vuole che ognuno parli la sua lingua, mentre la realtà di fatto è che si può operare soltanto col tedesco e il francese, aumenta piano piano il numero di parlamentari a cui manca anche una conoscenza passiva nell'una o nell'altra: qui il problema evidentemente non tocca soltanto la Svizzera tedesca! Un po' per volta viene

meno la possibilità di parlarsi, di conoscersi, al di là delle frontiere linguistiche e delle frontiere partitiche.

Il rimedio dell'introduzione della traduzione simultanea nei lavori delle commissioni parlamentari che taluno propone è insensato: chi ha pratica del lavoro parlamentare ben sa che le discussioni, le ricerche di consenso, vanno ben oltre i confini temporali delle sedute commissionali. La Svizzera è un Paese complicato, un esperimento politico storicamente straordinario, che ha prodotto una cultura politica particolare, che costituisce il legame più importante: per continuare su questa via è necessario che chi governa, sia a livello esecutivo, sia a livello legislativo, possa parlarsi, dibattere, ragionare insieme dentro e fuori delle sedute ufficiali, senza doversi portare appresso un traduttore!

Qualcuno ventila l'idea che il problema può risolversi piano piano con la diffusione della conoscenza e della pratica dell'inglese... La mia risposta è triplice: l'inglese è oggi indispensabile per vivere nel mondo; in Svizzera esso può bastare come lingua franca nel mondo scientifico e per fare affari fra Svizzeri di lingua diversa; esso è assolutamente inadeguato per capire ed interpretare il paese e contribuire a governarlo!

A vent'anni dalla mozione di Martin Bundi in Consiglio Nazionale e a quasi dieci anni dall'adozione dell'articolo costituzionale sulle lingue non si può mancare di fare qualche constatazione amara: il dibattito sui problemi di politica linguistica è difficile in Svizzera; laddove si cerca di abbandonare il pragmatismo (che pure ha dato buona prova) per dare veste giuridica alla soluzione dei problemi o per formulare una politica linguistica, si finisce in un vespaio; si opera spesso con cliché contraddetti dalle statistiche o dalla scienza; nella Svizzera plurilingue si ha paura dell'insegnamento bilingue; in una città storicamente bilingue come Friburgo non si è risolto ancora il problema della designazione bilingue di una parte delle strade e delle insegne autostradali; nello stesso Cantone dove novanta anni fa il pedagogo P. Girard sosteneva la necessità dell'insegnamento bilingue, nel 2000 il popolo ha respinto un relativo progetto di legge; di fronte al problema della salvaguardia del plurilinguismo in Europa contro una dominanza eccessiva dell'inglese c'è una reticenza incredibile ad ammettere la necessità di una politica linguistica anche da parte della Confederazione.

L'impegno personale profuso nel lungo iter legislativo per l'articolo costituzionale sulle lingue mi ha permesso di collezionare un'esperienza particolarmente istruttiva a questo proposito, esperienza che ho avuto occasione di portare e arricchire in dibattiti sullo statuto delle minoranze, organizzati dal Consiglio d'Europa nei

paesi dell'Europa centrale dopo la caduta della cortina di ferro. La conclusione che se ne può trarre è che i meriti attribuiti alla Svizzera per aver risolto in modo esemplare i problemi delle proprie minoranze nazionali oltrepassano la realtà. In particolare il carattere di esemplarità deve essere molto ridimensionato. Infatti, la Confederazione, fino all'adozione del recente articolo costituzionale si era limitata per lungo tempo a definire le tre lingue ufficiali. Negli anni settanta si è aggiunto il decreto-legge per un modesto sostegno finanziario a favore della lingua e cultura romancia e italiana. La politica linguistica è stata di fatto rivendicata dai Cantoni, che hanno largamente praticato il principio di territorialità, a livello cantonale o regionale (per i Cantoni plurilingui).

In gran parte delle regioni d'Europa con presenza di minoranze, queste sono presenti sul territorio insieme alla maggioranza, rendendo la soluzione dei problemi incomparabilmente più ardua rispetto alla Svizzera. Si tratta di una situazione più simile a quella di città come Sierre, Friburgo e Bienne, dove la soluzione dei problemi non è ovunque esemplare. In particolare, in queste situazioni, anche soluzioni che combinassero federalismo e principio di territorialità «alla svizzera» sarebbero inadeguate.

Non sarà quindi mai troppa la riconoscenza ai fondatori dello Stato federale per il coraggio e il tempismo nel dare vita a questa forma di Stato nel momento in cui il nazionalismo stava montando inesorabilmente. Ma il modo migliore per dimostrare questo sentimento è l'impegno a fare vivere e prosperare la cultura politica che è scaturita dai loro sforzi.

---

1 Cfr. Vicari, M. (2005), *Valle Leventina – Prima parte*, in: *Documenti orali della Svizzera Italiana*, Centro di dialettologia e di etnografia, Bellinzona.

RÉSUMÉ

Après avoir affirmé que fondamentalement l'utilisation des dialectes (tessinois comme alémaniques) constitue un élément positif pour la richesse culturelle du pays, l'auteur rappelle que ses réflexions reposent sur une connaissance de

la Suisse alémanique qui s'est construite sur une période de plus de quarante ans, pendant lesquels il a pu constater deux évolutions très nettes.

D'une part, les interlocuteurs alémaniques répondent de plus en plus souvent en dialecte à leurs compatriotes latins, souvent sans se rendre compte du problème que cela pose. Le réflexe de ne plus abandonner le dialecte par respect pour l'interlocuteur est révélateur de deux choses: les Suisses allemands ont de moins en moins l'habitude de s'exprimer en «Hochdeutsch» – voire ne le maîtrisent plus vraiment – et la culture politique typique de la Suisse, visant à porter une attention particulière aux minorités, n'est plus aussi «intériorisée» qu'auparavant. L'école porte une lourde responsabilité dans cet état des choses. Il est heureux qu'une contre-tendance se soit mise en place, pour rendre aux jeunes Alémaniques les compétences linguistiques dans une langue européenne nourrissant la vie culturelle de presque cent millions de personnes.

L'autre évolution concerne les médias électroniques, qui ont commencé à faire un usage extensif (voire obsessionnel?) des dialectes dans presque tous les types d'émissions de radio et de télévision.

Ces évolutions se répercutent également au niveau parlementaire, où l'utilisation du dialecte ne constitue cependant qu'un aspect du problème. La connaissance du moins passive de l'allemand ou du français – qui correspondait jusqu'ici à la réalité du terrain – vient à manquer de plus en plus, ce qui rend plus difficiles les possibilités de se connaître au-delà des frontières linguistiques et des partis. La proposition visant à introduire une traduction simultanée lors des travaux des commissions parlementaires n'est pas réaliste, pas plus que le dialogue en anglais. Si cette dernière langue est indispensable dans le monde d'aujourd'hui et peut suffire dans le domaine scientifique et celui des affaires, elle est parfaitement inadaptée pour comprendre et interpréter notre pays et pour contribuer à le gouverner.

Les aspects décrits ici ne sont cependant que quelques indicateurs des carences fondamentales du débat et de la politique linguistiques en Suisse. Vus les problèmes toujours plus grands liés au plurilinguisme en Suisse et les solutions de moins en moins adaptées, les réticences à admettre la nécessité d'une politique des langues portée également par la Confédération – et non seulement par les Cantons – sont incompréhensibles. Ces insuffisances risquent de compromettre la sauvegarde et le développement ultérieur de notre culture politique, qui a été et qui est encore le ciment le plus important de notre pays.

MUNDART UND ELEKTRONISCHE MEDIEN

Roy Oppenheim

Ganz offensichtlich hat sich die Sprachsituation in unserem Land in den letzten Jahrzehnten grundlegend verändert. Seit Ende der Sechzigerjahre beherrscht eine mächtige Mundartwelle unser Land. Zu Beginn dieser Entwicklung vor über 30 Jahren sahen Sprachwissenschaftler die Gründe für die neue Mundartwelle in der 68er Bewegung, aber auch in der damals entstehenden neuen Mundartliteratur (Kurt Marti, Ernst Eggimann, Ernst Burren) und im Mundart-Chanson (Mani Matter, Fritz Widmer), später im Mundart-Rock (Polo Hofer, Sina, heute Bands wie airbäg, plüsch, Bluesbub, 4-Takt, Nulltakt, Solexg, deteil u.a.). Schon 1972 führte das Radio DRS einen öffentlichen Wettbewerb für Mundart-Kurzgeschichten durch, mit dem Ziel, die Mundartliteratur hoffähig zu machen. Über 300 Autorinnen und Autoren beteiligten sich mit über 500 Texten. Schon daraus geht hervor, dass sich das Radio DRS bereits früh auch der Pflege der Mundart verpflichtet fühlte. Gerade Künstler sahen in der Mundart einen besonderen Reiz, in dem dort Tonalitäten, neue sprachliche Qualitäten zu entdecken sind. Auch die Suche nach Identität und Heimat oder der Reflex auf die europaweite Stärkung der Regionen mögen eine Rolle gespielt haben. Neu aber war damals die Breitenwirkung: Mit dem Mundartchanson und Mundartrock wurde der elitäre Literatenkreis gesprengt und breitere Schichten erreicht. Der Mundart wandten sich fortan nicht nur Nostalgiker, sondern auch Progressive zu. Die Mundart besetzte zusehends Bereiche, die bisher streng gehütete Reviere der Hochsprache waren, wie z.B. öffentliche Reden und Sakralsprache in Gottesdiensten. Schliesslich hielt Mundart im Deutschunterricht der öffentlichen Schulen und in den 70er und 80er Jahren schliesslich auch in den elektronischen Medien definitiv Einzug. Die neuen, aus dem Boden schiessenden Lokal- und Privatradios bedienten sich fortan fast ausschliesslich der Mundarten.

Der Paradigmenwechsel ist eindeutig: «Schwyzerdütsch» beherrscht seit bald einem halben Jahrhundert praktisch alle Sprechsituationen aller sozialer Schichten in der deutschen Schweiz. Die mündliche Kommunikation findet in Dialekt statt, während für die schriftliche Verständigung mehrheitlich die Schriftsprache verwendet wird. Aber auch in diesem Bereich beginnt sich das Blatt zu wenden. In der Werbung und in E-Mails und SMS verwendet eine junge Generation mehr und mehr auch Schweizerdeutsch. Die sprachliche Provinzialisierung der deutschen Schweiz im Zeitalter der rasanten Globalisierung ist

in vollem Gang. Die Gefahr ist nicht von der Hand zu weisen, dass wir uns damit von einem Sprachraum von rund 100 Millionen deutschsprachigen Europäerinnen und Europäern abkoppeln und die Schweiz hollandisieren – in Anlehnung an Holland, das im 17. Jahrhundert seinen Dialekt zur Standardsprache verwandelte und sich damit vom übrigen deutschsprachigen Teil Europas abtrennte.

Zusammenfassend stellen wir fest: Das Pendel schlägt eindeutig für die Mundart und gegen das Hochdeutsche. Beide Sprachformen aber gehören zum kulturellen Erbe des Deutschschweizers. Dies klarzustellen erscheint uns gerade heute von Wichtigkeit, da das Hochdeutsche in seiner gesprochenen Form zur Fremdsprache mutiert ist.

Die Frage stellt sich, welche Rolle in dieser Entwicklung die *elektronischen Medien* spielen. Vorerst eine Einschränkung: Es kann deshalb nicht Aufgabe der elektronischen Medien allein sein, die Unterlassungssünden anderer Institutionen (von Schulen, Universitäten, Kirchen usw.) wettzumachen. Zudem sind die sprachpflegerischen Möglichkeiten von Radio und Fernsehen begrenzt, denn es handelt sich um Einwegmedien, die ihre «Botschaften» passiv vermitteln. Es käme einer Überschätzung dieser Medien gleich, wollte man die Lösung deutschschweizerischer Sprachprobleme allein von ihnen erwarten. Trotz dieser Einschränkung ist die Vorbild- und Signalfunktion, aber auch die kulturelle staatspolitische Verantwortung der elektronischen Medien – einschliesslich des Internets – nicht zu übersehen. Zudem kommen Radio und Fernsehen mit ihren täglichen Wirkungsmöglichkeiten und der multiplikatorischen Funktion eine wichtige Bedeutung auch in der Frage der kulturellen Identität zu.

So paradox es klingen mag – die Deutschschweizer werden heute wie nie zuvor in ihrer Geschichte über bundesdeutsche und österreichische Radio- und Fernsehkanäle mit Hochdeutsch und über das Internet mit Englisch konfrontiert. Man kann denn auch feststellen, dass Deutschschweizer Kinder bereits im Vorschulalter hochdeutsche Kindersendungen gut verstehen und hochdeutsche Elemente in ihre Spiele aufnehmen. Die so erworbenen Kenntnisse gehen aber im Kindergarten und in der Schule schnell wieder verloren, weil heute dort der Pflege des Hochdeutschen zu wenig Beachtung geschenkt wird.

Im Weiteren sehen sich heute Radio und Fernsehen in zunehmendem Masse mit sprachlichen Ausbildungs- und Schulungsfragen des Nachwuchses konfrontiert. Die qualitativen Kenntnisse sowohl der Mundart als auch der Hoch-

sprache nehmen auch bei Mittelschul- und Hochschulabsolventen ab und es fällt zunehmend schwerer, geeignete Mitarbeiter mit den notwendigen sprachlichen Voraussetzungen für Programmarbeit – nämlich die Beherrschung beider Sprachformen – zu finden. Zudem sei auf ein weiteres Handicap der elektronischen Medien hingewiesen: Zuhörer und Zuschauer kommen ohne Schriftsprache aus und können Radio und Fernsehen geniessen, auch wenn sie des Lesens nicht mächtig sind, im Unterschied zum Internet. Da das Hochdeutsche immer mehr zur Schriftsprache reduziert wird, erfährt damit die mundartliche Kommunikationsform eine Aufwertung. Ein weiteres Element: Die elektronischen Massenmedien erreichen im engeren Sinne nicht die Masse, sondern den Einzelnen in seiner privaten Umgebung. Radio und Fernsehen dringen in die Privatsphäre ein, verstehen sich als Partner des Individuums und dazu scheint sich Mundart bis zu einem bestimmten Grad besser zu eignen.

Betrachten wir die mediale Entwicklung etwas genauer. Interessanterweise geht die Wende von einem mehrheitlichen Gebrauch von Hochdeutsch im Radio zu einer vermehrten Berücksichtigung der Dialekte mit der Einführung des Fernsehens Mitte der 50er Jahre einher. Das audiovisuelle Medium brachte neue Anforderungen: das Sprechen ohne Manuskript, Unmittelbarkeit, Natürlichkeit und Spontaneität. Der an sich schon in Rhetorik eher unbeholfene Alemanne wählte vor der Kamera des Fernsehens in zunehmendem Masse die Mundart, in der er sich freier und ungezwungener auszudrücken glaubte. Ein Beispiel dafür war Ende der 60er Jahre das berühmte Streitgespräch zwischen Max Frisch und Bundesrat Kurt Furgler im Schweizer Fernsehen DRS über die Funktion der Literatur in der Gesellschaft. Nach hitzigen Diskussionen zwischen den beiden Protagonisten vor der Sendung wurde die Debatte schliesslich in Mundart durchgeführt und hatte Signalwirkung. Die Auffassung machte sich zunehmend breit, man sei durch die Verwendung der Mundart beim Volke und damit näher am Leben, da Mundart im Unterschied zur rational benutzten Hochsprache eher die Emotion anspreche. Seither wird von Medienleuten unablässig behauptet, mit Mundart erreiche man die breite Bevölkerung, eine Behauptung, die bis heute nicht wissenschaftlich belegt ist. Ob ein *Wort zum Sonntag* auf Schweizerdeutsch überzeugender wirkt als in Hochdeutsch? Zudem: Gerade hochdeutsch gesprochene und präsentierte Sendungen wie die *Tagesschau* und *Echo der Zeit* gehören bekanntlich zu den erfolgreichsten Programmen. Diese Entwicklung hatte auch Auswirkungen auf das Radio. Unter dem Einfluss und der Konkurrenz neuer Medien (Fernsehen, Kassette, später Privatradios, CDs) veränderte der Hörfunk seinen Charakter. Anstelle der einstigen Sendungen mit Verlautbarungscharakter traten

Programme mit Begleitcharakter in einem kommerziellen Umfeld, deren Ziel in erster Linie in einer optimalen Zuhörer- und Zuschauerbindung bestand.

Das Aufkommen der Lokalradios in den 70er Jahren gab der Förderung der Mundart weiteren Auftrieb, der wiederum nicht ohne Auswirkungen auf die SRG-Programme blieb. Radio und Fernsehen DRS zogen rasch nach. Seit Ende der 70er Jahre befassten sich die SRG und deren Gremien regelmässig mit dieser Problematik. 1979 wurde von Radio und Fernsehen DRS begonnen, die Frage und das Verhältnis der beiden Sprachformen im Programm zum Gegenstand interner Seminare zu machen, mit dem Ziel, gültige Richtlinien auszuarbeiten. Die Schwierigkeit bestand darin, dass gültige und verbindliche Richtlinien für Radio und Fernsehen – in Ermangelung kodifizierter Regelungen aus andern Bereichen des öffentlichen Lebens – nicht ohne weiteres zu entwickeln waren. 1982 wurden erstmals Richtlinien für den Gebrauch von Mundart und Hochdeutsch in Radio und Fernsehen erlassen. Darin wird unter anderem festgehalten: «Eine starke Präsenz der Mundart in den Programmen von Radio und Fernsehen DRS entspricht der allgemeinen Sprachsituation in der deutschen Schweiz. Mit hochdeutschen Sendungen können Radio und Fernsehen das Verständnis für die Hochsprache fördern und zur Präsenz in andern Sprachregionen des Landes und im Ausland beitragen.» Und weiter: «Trotz diesem Bekenntnis zur Mundart sind gewisse Sendungen der Hochsprache vorbehalten – etwa die Informationssendungen wie *Echo der Zeit*, *Tagesschau* oder ganz allgemein die Nachrichtensendungen, um die Klammerfunktion der nationalen Institution der SRG zu dokumentieren und neben der interregionalen Verständigung auch die in unserem Land ansässigen Ausländer zu erreichen.»

Eine Ausnahme bildet schon damals das *Rendez-vous*, das tagespolitische Magazin zu in- und ausländischen Aktualitäten. Das Mittagsmagazin will möglichst viele Hörerinnen und Hörer erreichen und dies während der Mittagspause am Kaffeetisch, im Auto – und in dieser Situation gilt es, den Hörer ins Gespräch zu ziehen, beiläufig sozusagen und deshalb in der Mundart. Wenn die erfolgte Entscheidung vom Erfolg her auch richtig erscheint (die Sendung ist eine der meist gehörten Sendungen des Radios DRS), so scheiden sich nach wie vor die Geister an der Frage, ob die Mundart bei Informationssendungen nicht doch die vielen anderssprachigen Zuhörer in der deutschen Schweiz benachteilige. An diesem Beispiel zeigt sich deutlich der permanente Konflikt zwischen verschiedenen Zielsetzungen, nationale und internationale Verständigung einerseits, Rücksicht auf regionale Bedürfnisse und Hörernähe anderseits. Dennoch wird in den damaligen Richtlinien klar postuliert: «Pro-

gramm-Mitarbeiter, die regelmässig am Mikrophon eingesetzt werden, müssen sich sowohl in der Mundart wie auf Hochdeutsch angemessen ausdrükken können.»

Besonders bemerkenswert ist die damalige Feststellung: «Verständlich formulieren kann man sowohl in Mundart wie auf Hochdeutsch. Jeder Sachbereich lässt sich sowohl in Mundart als auch in der Hochsprache behandeln, wobei sich Unterschiede in der Behandlung zeigen können. Persönlichkeit lässt sich sowohl in Hochsprache wie in Mundart ausdrücken.» Die damaligen Richtlinien sind heute nicht mehr in Kraft, obschon sie den Nagel auf den Kopf treffen. Eine zu dieser Frage durchgeführte wissenschaftliche Untersuchung zeigt, dass Nachrichten in Mundart keinesfalls besser verstanden werden als die entsprechenden hochdeutschen Fassungen. Die an Radio und Fernsehen gestellten Erwartungen und Forderungen, beide Sprachformen in gebührendem Masse zu pflegen, sind ebenso legitim wie die Forderung, die Nähe des Hörers zu suchen und die medienspezifischen Gesetzmässigkeiten optimal zu berücksichtigen.

Ein wichtiges Datum war die Ablehnung des EWR durch das Stimmvolk im Jahre 1992. Damals machte sich Befürchtung breit, die Spannungen zwischen der welschen und deutschsprachigen Schweiz könnten sich aufgrund der unterschiedlichen Haltung der Sprachregionen zur Europafrage verstärken. Eine Reihe parlamentarischer Vorstösse zur Sprachenfrage in den elektronischen Medien wurde verabschiedet. Die Stossrichtung: Die elektronischen Medien müssten vermehrt ihre integrative Kraft einsetzen. Die SRG wurde per Dekret verpflichtet, alle Informationssendungen in der deutschen Schweiz in Hochdeutsch zu gestalten. Zudem wurde die freitägliche *Arena* für die Romands auf einem der beiden Stereokanäle live auf Französisch übersetzt. Eine ganze Reihe von Massnahmen wurden eingeleitet – die meisten mit mässigem Erfolg. Im Laufe der Jahre allerdings kehrte man wieder zur Mundart zurück oder führte seltsame Mischformen ein, wie etwa in der Fernsehsendung *10 vor10*, in der Mundart und Hochsprache weitgehend willkürlich oder ohne ersichtliche Regel verwendet werden. Da SF DRS Partner von 3Sat ist, müssen bekanntlich solche Sendungen täglich untertitelt ausgestrahlt werden, was viele Fernsehzuschauerinnen und -zuschauer im In- und Ausland immer wieder von neuem belustigt. Von den Mitte der 90er Jahre eingeführten Massnahmen blieb die konsequente Standardsprache für Informationssendungen wie *Tagesschau* und *Nachrichten* in den SRG-Programmen.

Für die heutigen Programme des Fernsehens DRS (Stand Herbst 2005) bestehen keine ausführlichen und ausformulierten Regeln zur Verwendung von Mundart und Hochdeutsch. In den Sendungsbeschrieben wird jeweils festgehalten, welche Sprach-Regelung gilt, die sich aus den praktischen Erfahrungen ableiten lässt. Die Priorität liegt deshalb bei der Mundart, weil «SF DRS der einzige Sender (unter den rund 35 deutschsprachigen Programmen, welche die Leute zuhause empfangen können) ist, auf dem die Deutschschweizerinnen und Deutschschweizer ihre Muttersprache hören können» (so Ueli Haldimann, Chefredaktor). Gemäss Aussage von Haldimann «wäre es ausgesprochen töricht, auf den «Heimvorteil» des Schweizerdeutschen zu verzichten». Aus diesem Grund wird in Unterhaltungssendungen ausnahmslos Mundart gesprochen. Ebenso herrscht in den fiktionalen Eigenproduktionen Schweizerdeutsch vor (Doko-Soap, TV-Filme, Sitcom etc.). In Informationssendungen gibt es bekanntlich Kompromisse:

- *chak* (Schweiz Aktuell) wird durchgehend in Mundart präsentiert (Beiträge und Moderation), weil in dieser Sendung die Regionen der Schweiz zur Darstellung gelangen. Die Vielfalt der Schweiz zeigt sich auch in der Vielfalt der Mundarten, die in *chak* zum Zug kommen.

- In der *Tagesschau* sind Moderationen, off-Texte und O-Töne auf Hochdeutsch. Ausgenommen sind emotionale Situationen. Beispiele dafür sind etwa die Berichte über Hochwasserkatastrophe in der Schweiz: Bergbauern und Feuerwehrleute werden in Schweizerdeutsch befragt.

- In den Magazinen sind die Moderationen und O-Töne auf Mundart, die Off-Texte auf Hochdeutsch. Das ermöglicht nach Aussage von SF DRS «spontanes mündliches Formulieren und präzises Texten» (*Puls*, *Kassensturz*, *Quer*, *Dokfilme*).

- In der *Rundschau* und im *Kulturplatz* sind auch die Moderationen auf Hochdeutsch, die O-Töne (und der «Rundschau-Stuhl») aber auf Mundart, weil «auch da die Erkenntnis zutrifft, dass sich die Schweizerinnen und Schweizer in ihrer Muttersprache besser und direkter ausdrücken können» (Haldimann).

- «In der *Arena* und im *Club* ist die Diskussion aus den gleichen Gründen in Mundart, ausser wenn ein Gast des Schweizerdeutschen nicht mächtig ist; dann wird die ganze Sendung in Hochdeutsch gefahren. Diese Regel gilt auch für andere Sendungen (z.B. *Club*)». Wer allerdings die ausge-

strahlten Programme genau verfolgt, wird laufend Verstösse gegen diese Regel feststellen. Beispielsweise galt es bis anhin als Usanz in unserem Land, dass in Diskussionen, in denen ein Beteiligter der Mundart nicht mächtig ist, eine Anpassung an die Sprachform des Gastes stattfand, so dass man das Gespräch meistens in Hochdeutsch führte. In letzter Zeit wird auch in solchen Fällen immer häufiger Mundart eingesetzt; für Situationen dieser Art scheinen keine festen Regeln mehr zu gelten. Beispielsweise nahmen in der *Arena*-Sendung vom September 2005 über die Wahlen in Deutschland auch Gäste aus Deutschland teil, die ausschliesslich Hochdeutsch sprachen. Dennoch wurde die *Arena* in Schweizerdeutsch moderiert und debattiert, was nach kurzer Zeit zu einem nicht mehr entwirrbarem Sprachenwirrwarr führte.

- In den sonntäglichen *Sternstunden* wird durchgehend Hochdeutsch gesprochen.

Nach Aussage von SF DRS wird schon «bei der Anstellung von Redaktorinnen und Redaktoren auf die Beherrschung von fehlerfreiem (Hoch-)Deutsch geachtet». Und offenbar ist bei SF DRS erkannt worden, dass die sprachliche Qualität immer wieder zu wünschen übrig lässt. Mit internen Schulungsprogrammen versucht man, die Sprachkompetenz zu verbessern.

Es lohnt sich, auch einen Blick auf die Fernsehwerbung zu werfen. *Publisuisse* schreibt in ihrer Kundenzeitschrift *IMPACT* (August 2005) dazu: «...der Einsatz von Sprache, z.B. in Form eines Dialektes, bietet sich als Gestaltungsmittel eigentlich nur dann an, wenn ein begründeter Zusammenhang zwischen Produkt und Mundart hergestellt werden kann, beispielsweise bei regionalen Spezialitäten wie Emmentaler oder Appenzeller Käse (...). Tendenziell gilt, dass Sprache und Dialekt...ein Identifikationsangebot für den Rezipienten beinhalten.» Die Werbung funktionalisiert damit die Mundart ganz gezielt und glaubt, dass durch die Verwendung von Mundart oder durch Mundarttonfall bei Hochdeutsch gesprochenen Spots eine besondere Kundennähe erzielt werden kann.

Das Verhältnis von Mundart-Standardsprache bei SR DRS lag noch Mitte der 90er Jahre etwa bei 1 zu 1 (DRS1 ausgeglichen, DRS2 standarddominiert, DRS3 mundartdominiert). Inzwischen dürfte eine leichte Verschiebung in Richtung Mundart festzustellen sein (vor allem auch durch neue Programme wie *VIRUS*). Dennoch muss anerkannt werden: Bei SR DRS wird im Bereich der Sprachqualität sehr viel unternommen. 1995/97 wurden vom Schweizer Radio

DRS die Broschüren *Mundart sprechen am Radio* und *Deutsch sprechen am Radio* publiziert. Die darin enthaltenen Überlegungen und Richtlinien sind mustergültig und lassen nichts an Klarheit fehlen: «Wir leben in einer Zeit der Sprachverwilderung und eines zunehmenden funktionalen Analphabetismus. Die Sprache als eine sehr persönliche Artikulations-Möglichkeit des Menschen ist heute einem schleichenden Erosionsprozess ausgesetzt: die Banalisierung der – schriftlichen wie mündlichen – Ausdrucksformen als Folge der Einebnung der Sprachlandschaft, die Lieblosigkeit im Umgang mit der Sprache...». Zurzeit ist eine neue Broschüre *Sprechen am Mikrofon* in Vorbereitung und soll in Kürze verabschiedet werden. Man ist gespannt, ob darin entsprechende Richtlinien für eine harmonische Präsenz beider Sprachformen – der Mundart und der Standardsprache – enthalten sein werden. Denn auch hier gibt es Nachbesserungsbedarf. Ein Beispiel von vielen: Die samstägliche Mittagssendung *Radiorätsel* auf DRS 2 wird hochdeutsch moderiert. Die telefonischen Gespräche mit den Anrufern werden allesamt auf Schweizerdeutsch geführt – auch mit hochdeutsch sprechenden Zuhörerinnen und Zuhörern und! Dabei wäre die erfahrene Moderatorin durchaus in der Lage, die Unterhaltung mit den sich in Hochdeutsch ausdrückenden Anrufern auf Hochdeutsch zu führen! Ganz offensichtlich mangelt es zunehmend an sprachlicher Sensibilität und Empathie. Ein im Grunde schwer verständliches Verhalten im Zeitalter der Marktorientierung, in der man doch so viel von Kundenfreundlichkeit hält.

Ein Blick sei noch geworfen auf die Sprachpolitik der kommerziellen Privatradios. Generell dominiert in deren Programmen die Mundart. Etwa die Hälfte lässt hingegen die stündlichen Nachrichtenblöcke auf Hochdeutsch präsentieren, die andere Hälfte sendet auch Nachrichten ungeniert in Mundart, als ob es in der Schweiz keine fremdsprachige Bevölkerung, keine Touristen und auch keine Zuhörer aus anderen Regionen der Schweiz gäbe, welche die helvetischen Mundarten nun einmal nicht erlernt haben.

Generell ist die Situation in den Medien zu überprüfen. Dabei sollen die Vorteile der Mundart in einem liberalisierten und grenzüberschreitenden Medienmarkt nicht übersehen werden. Aber auch Hochdeutsch ist eine Schweizer Sprach- und zudem eine für unser Land unabdingbare Kommunikationsform. Aus diesem Grund sind nicht nur klare Regeln einzuführen. Auch ist das Sprachbewusstsein jedes einzelnen Mitarbeiters zu stärken, denn Sprechen in Radio und Fernsehen ist nicht nur Spiegel der allgemeinsprachlichen Situation: Wer am Mikrophon spricht, übernimmt damit auch ein Stück der Verantwortung für unsere Sprachkultur und für die gesamtschweizerische Verständigung.

MUNDART UND WERBUNG

So viele Werber, so viele Meinungen. Die folgenden Artikel geben einen Überblick über ein Thema, mit dem wir uns kaum systematisch auseinander setzen. Sollen wir auch in der Werbung zu unserer Mundart stehen, oder sollen wir, ganz dem Trend folgend, unsere Kampagnen in Schriftdeutsch oder noch lieber in «Strassenenglisch» aufbauen? Mundart als Wurzel unseres Seins scheint vielen bieder und veraltet, und doch steckt darin mehr Authentizität und Nähe als beim Versuch, mit fremdsprachiger Anbiederung modern erscheinen zu wollen. Viel Vergnügen beim Nachdenken.

Peter Leutenegger, Präsident bsw leading swiss agencies

DIE FUNKTION VON MUNDART IN DER WERBUNG

Jürg Brechbühl

Werbung ist immer ein Spiegelbild des Zeitgeistes und der Gesellschaft. Werbung setzt keine Trends. Sie nimmt sie höchstens auf und spielt mit ihnen. Insofern überrascht es nicht, dass sich die Sprache in der Werbung in etwa parallel zu der in der Gesellschaft entwickelt. Es ist also von geringem Interesse nachzuweisen, dass und wie die Mundart in der Werbung zugenommen hat. Interessant wird es erst, wenn wir untersuchen, ob die Mundart in der Werbung eine Funktion hat. Gute Werbung informiert und unterhält die Konsumenten. Und gute Werbung funktioniert im Markt. Das kann sie nur, wenn sie in sich stimmt. Wenn jede Komponente des Konzepts, also auch die Sprache, eine Funktion hat.

1986 startete Contexta eine Kampagne für die Berner Versicherung. Das Versprechen «Vielleicht ein bisschen menschlicher» zu sein wurde dabei witzigerweise mit Bären dramatisiert. So sassen zum Beispiel zwei der Berner Wappentiere gemütlich an einem Fluss beim Angeln. Und unterhielten sich in breitestem Berndeutsch über die Fische, die nicht anbeissen wollten. Keinem

Werber (und auch keinem Zuschauer) wäre es in den Sinn gekommen, diesen Dialog in Hochdeutsch zu schreiben. Das Berndeutsch war Bestandteil der Idee und des Konzepts. Die Mundart hatte eine Funktion.

Heute wirbt Contexta für die Basler Versicherung. Und auch hier zögerten die Strategen und die Kreativen der Agentur keinen Moment. Die Texte der Kampagne sind allesamt Hochdeutsch. Nur der Claim kommt Englisch daher. Es gab und gibt keinen Grund für den Einsatz der Mundart. Im Gegenteil. Das Hochdeutsch stärkt und unterstützt die Botschaft der Kommunikation. Es trägt zu jener Seriosität bei, die wir uns als Kunden von Versicherungen wünschen.

Wieder anders liegt der Fall bei der Swiscom Fixnet Sitcom Beck&Bondi. Die vom Art Directors Club Schweiz mit Gold ausgezeichnete Filmserie verdankt einen Teil ihres Erfolges der Mundart. Die frischen, ungekünstelten Dialoge entstehen während des Drehs oft aus Improvisationen der Darsteller. Eben genauso wie sie sprechen, denken und fühlen. Macht man die Probe aufs Exempel und synchronisiert die Filme hochdeutsch, wird einem die Bedeutung der Mundart als gestalterisches Element schlagartig klar.

Als Fazit bleibt festzuhalten, dass es in der Werbung keine eigentliche Mundartwelle gibt. Es gibt nur passend eingesetzte Mundart, die ein funktionaler Bestandteil der Werbung ist. Und solche, die beliebig auf die Werbung aufgepappt wird. Sehen und vor allem hören Sie genau hin. Sie merken den Unterschied sofort. Erinnern Sie sich noch an den Leisi-Teig-Rap? Oder an den OVO-Claim «Häsch Dini Ovo hüt scho gha?» Zwei Mundart-Klassiker aus einer Zeit, als die so genannte Mundartwelle noch sehr klein war.

Und heute? Die Werbeflut wird immer grösser. Hängen bleibt nicht mehr als früher. Und oft sind es Kernaussagen, Slogans oder Claims auf Hochdeutsch. Jeder weiss heute «Geiz ist geil», denn «Ich bin ja nicht blöd». Und alles was wir erreichen wollen, können wir auch erreichen. Die ganze Welt liegt uns zu Füssen: «Just do it!» Dass dies ein englischer Claim ist, ist kein Zufall sondern Anlass genug in Zeiten des Frühenglisch eine neue Diskussion vom Zaun zu brechen. Vielleicht diesmal unter dem Titel «Englisch oder Mundart?».

WENN GANZ NAH GANZ WEIT WEG IST

Matthias Freuler

Wer das Vergnügen hatte, jemals dem PR-Berater Klaus J. Stöhlker bei einem seiner Auftritte zuzuhören, kennt die Problematik von Mundart contra Hochdeutsch. Es ist zwar lobenswert, dass sich Herr Stöhlker die Mühe nimmt, für uns Schweizer in der Schweiz Schweizerdeutsch zu reden, aber in seinem Fall nicht empfehlenswert. Wie es überhaupt in vielen Fällen zweimal zu überlegen gilt, ob man nicht lieber auf Mundart verzichten will.

Nichts gegen die Mundart und nichts gegen die Mundart in der Werbung. Denn selbstverständlich gibt es das eine oder andere Produkt, das geradezu nach Mundart schreit. Wirbt man zum Beispiel für Glarner Schabziger, drängt es sich mit gutem Recht auf, dass man einen Glarner als Sprecher nimmt. Oder bei einem Spot für die Ferienregion Graubünden tut man gut daran, einen Einheimischen als Sprecher zu verpflichten. Immer dann, wenn man mit der Form des Textes seinen Inhalt noch unterstreichen kann, darf und soll man auf Mundart setzen. Aber welchen Dialekt soll man wählen, wenn die UBS, Toyota oder die NZZ der Absender sind. Oder IWC?

Stelled Sie sich vor, diä bekannt Wärbekampagne vo IWC mit dä fräche, männerfründliche Sprüch wäri in Mundart dähär cho: «Schibe putzä isch Mannesach. Wenigstäns bis 42 Millimetär». Odär: «Sie chas Hus ha, dä Wagä, dä Hund. Abär niemals mini IWC». Eine Ansprache auf Schweizerdeutsch bei einem Produkt wie einer IWC-Uhr wäre nicht nur undenkbar, sondern vor allem auch grundfalsch und kontraproduktiv. Denn unser Schweizerdeutscher Dialekt besitzt die Eigenschaft, alles klein, lieb, behäbig, kuschelig und nah und – vor allem – bieder werden zu lassen. Und last but not least: im Gschriebenä erscht no praktisch unläsbar, odär?

Wenn ich aus meiner eigenen Erfahrung heraus den Werbern und Werbetreibenden (und Klaus J. Stöhlker) etwas raten kann, dann: Hände weg von der Mundart. Nur in ganz wenigen Ausnahmen ist in der Werbung der Dialekt dem Hochdeutschen vorzuziehen. Denn in ganz vielen Fällen wird aus der angestrebten Nähe schnell eine peinliche Anbiederung, die dem Zuhörer bzw. Zuschauer oft während Wochen penetrant auf den Geist geht. Im schlimm-

sten Fall sogar noch im falschen Dialekt. In Basel oder Bern kommt man nämlich alleweil besser mit einem gepflegten Hochdeutsch als mit einer breiten «Züri-Schnurre» an.

NICHT FÜR EINEN TIEFEN, GESUNDEN SCHLAF

Patrick Lienert

Als aufgeweckter Leser dämmert es Ihnen langsam: Der Titel enthält einen Anklang an den Slogan eines Schweizer Matratzenherstellers. An dieses Unternehmen mögen Sie sich allerdings nur erinnern, weil es eben nicht so, sondern in breitem Glarner Dialekt geworben hat. Offensichtlich ein Beispiel, dass Werbung in Schweizerdeutsch eingängig und erfolgreich sein kann. Die Mehrheit der Werbung in der Deutschschweiz ist allerdings in einer Fremdsprache, nämlich Hochdeutsch, gehalten. Vor allem deshalb, weil die Mehrheit der Werbung in der Schweiz Printwerbung ist. Und in geschriebener Form hat Schweizerdeutsch grundsätzlich nichts zu suchen.

Schriftliches Schweizerdeutsch ist für uns Schweizer – eigentlich paradox – schwieriger zu decodieren und zu verstehen als Schriftdeutsch. Erschwerend wirkt natürlich auch, dass bei uns ein paar Täler weiter oder bei der nächsten Autobahnraststätte bereits ein anderer Dialekt gesprochen wird. Bleiben noch ein paar regionale Anbieter, die ebendiesen regionalen Aspekt mit ihrem spezifischen Idiom betonen möchten. Was bei Kantonalbanken oder Einkaufszentren beliebt ist, bewegt sich aber haarscharf an der Grenze zur Anbiederung und hinterlässt meist einfach nur einen provinziellen statt einen regional verwurzelten Eindruck.

Anders verhält es sich bei den elektronischen Medien wie Fernsehen und Radio. Alles, was dort Lebensnähe und Authentizität suggerieren soll, oder was in Form von Dialogen gehalten ist, wirkt in Schweizerdeutsch natürlicher, ergo besser. Gebräuchlich sind auch Kombinationen – Menschliches und Geschichten in Mundart, der Unternehmensabsender hingegen in der Verstandessprache Hochdeutsch, mit der Werte wie Kompetenz und Souveränität

eher verbunden werden. Ich persönlich bevorzuge hier Hochdeutsch auch deshalb, weil es bestimmte stilistische Tonlagen wie Sarkasmus oder augenzwinkernde Ironie besser transportiert. Und ich bevorzuge Schweizer Hochdeutsch, bei dem man die Schweizer Person dahinter spürt. Weil es durch den anderen Tonfall und die «Imperfektion», an die wir ja auch von unseren Fernseh- und Radiosendern gewohnt sind, sympathischer wirkt.

Generell sind also in Fernsehen und Radio situativ alle Varianten erlaubt – nur eine nicht: Die missglückte Synchronisation, die zu verkapptem Hochdeutsch mit Schweizer Wörtern führt. Die Gefahr besteht ja auch dann, wenn am Anfang Schriftliches steht, wie man bei den Moderatoren bei den lokalen Fernsehsendern oder selbst bei der patriotischsten 1. August-Rede hören kann. Gefördert wird diese gespreizte Kunstsprache auch noch durchs Marketing-Vokabular, in dem ein Putzmittel schnell mal zum «neuen Reinigungs-System» mutiert. Dann kippt die Sprache sowieso – egal, wie sie ausgesprochen wird – in die von uns Werberinnen und Werbern erfundene fünfte Landessprache: ins Läppische.

VOM ALP-ÖHI BIS ZU DE ZÜRI-SCHNURRE

Ralph von Fellenberg

Es klingt bestechend. So zu schreiben wie man spricht. Sprech-Schrift-Sprache sozusagen. Alle lesen und verstehen dann problemlos alles, denkt man. Oder ist das bloss eine Illusion? Die Werber führen zu diesem Thema schon lange Diskussionen. Soll ein Radio- oder TV-Spot vertont werden, rufen alle nach dem Schweizerdeutschen. Aber nach welchem? Der Texter möchte einen Walliser, der passt ins Konzept. Die Beraterin will einen Aargauer, der klingt schön neutral. Und der Kunde sieht die Chance für einen Freund, der Sprecherkarriere machen will.

Doch nach was für Regeln würde geschrieben? Müsste man nicht erst eine nationale Schweizer-Schrift-Sprache kreieren? Interessiert die Konsumenten im Markt jedoch überhaupt, ob eine Schlagzeile in Hoch- oder Schweizer-

deutsch abgefasst ist? Und wie gross wäre der sprachliche Unterschied? Sehen wir uns das einmal kurz an:

Feldschlösschen: «Heute trinken wir auf den Reissverschluss. *Hüt trinked mir uf de Riissverschluss.*»

SwissLife: «Ich konnte mir nie vorstellen, Verantwortung zu übernehmen. *Ich han mir nie chöne vorstele, emal Verantwortig zträge.*»

Meccarillos: «Die Welt ist eine Scheibe. *D'Wält isch e Schiibe.*»

Und was geschieht mit den ausländischen Marken? Beginnt ZARA im Aargauer-Dialekt zu kommunizieren, und Cadillac mit der Sprache aus Graubünden? Und bei einer Anzeige von Schweppes steht dann nicht mehr «Just a little bit bitte» sondern «*Eifach e chli sur*». Das würde den Marken wohl kaum zu Glaubwürdigkeit verhelfen. Insbesondere nicht heute, wo die Herkunft einer Marke wieder enorm an Bedeutung und Relevanz bekommt.

In einer aktuellen Studie, die in elf europäischen Ländern durchgeführt wurde (inkl. Schweiz), wird gezeigt, dass speziell jüngere Menschen ihre Werte und Traditionen so schnell wandeln wie noch nie. Erstaunlich dabei: Im Gegenzug wird ein ehrlicher und nicht aufgesetzter (Marken)Absender im ganzen Chaos als positiver Ankerpunkt angesehen, der Sicherheit gibt.

Doch Zurück zum Anfang. Mein Vorschlag: Schweizerdeutsch sprechen ja, Schweizerdeutsch schreiben, nein. Nicht in der Werbung und schon gar nicht in den Medien.

MUNDART UND KIRCHE

Agnell Rickenmann

Die Kirche hat zu allen Zeiten eine Botschaft zu verkünden, die Menschen in ihrem Sein, ihrem Selbstverständnis, ihrem Glauben und der Lebensführung, schlicht in ihrem Herzen treffen soll. Dass die Sprache dazu das grundlegende «Vehikel» ist, daran wird wohl kaum jemand zweifeln – auch wenn die nonverbale Botschaft eines Predigers oder eines gelebten Beispiels nicht zu vernachlässigen ist. Doch Sprache, Wort und Verständnis spielen in jeder christlichen Konfession, ja in jeder Religion eine tragende Rolle.

Schon früh in der Geschichte der Ausbreitung der christlichen Religion haben sich die Verkündiger des Glaubens Gedanken gemacht über die Rolle des Wortes und die Art, wie mit «Worten» oder «Wörtern» die Botschaft Gottes zu verkündigen sei! So stellten sich die Kirchenväter beispielsweise die Frage, ob es denn legitim sei, die gute Nachricht des Fischers aus dem Heiligen Land mit allen rhetorischen Finessen der antiken Rhetorikkunst an den Mann, bzw. an die Frau zu bringen, oder ob es nicht besser wäre, wenn man möglichst einfach, also im verständlichen Stil des Fischers selbst zu reden habe?

Wer sich heute mit der Frage «Mundart» in den kirchlichen Liturgien oder in den Texten der Kirche beschäftigt, wird nicht ganz daran vorbei kommen, sich in ähnlicher Weise Fragen zu stellen, welches denn die Rolle von in einem Schweizer Dialekt gesprochenen Predigten sein kann, sei dies z.B. in Berndeutsch, in «patois gruyérien», in einem der Tessiner Dialekte oder etwa in Surmiran? Schon mit dieser Aufstellung von Dialekten sind verschiedene Dinge festzustellen: Zum Einen die Verschiedenheit der Dialekte und ihrer sprachlichen Wurzeln auf einem kleinen Gebiet, wie es die Schweiz ist, und zum Andern, die verschiedene Stellung, die der jeweilige «Dialekt» in einem Gebiet hat. Letzteres aktuell und gesamthaft zu vertiefen, würde hier zu weit führen und wäre die Aufgabe des Sprachforschers.

Es ist aber auch im kleinen Rahmen dieses Beitrages interessant, kurz zu betrachten, was denn an dialektalem Selbstverständnis in den Kirchen der Schweiz zu finden ist.

Normalerweise werden traditionelle kirchliche Dokumente (ob reformiert oder katholisch) in einer der vier Amtssprachen (Deutsch, Französisch, Italienisch

oder Rätoromanisch) verfasst, so dass sie möglichst allgemein verständlich sind. Betrachtet man aber weiter die grundlegenden Schriften (*Bibel*, liturgische Bücher, Lektionare, Missale etc.), so zeigt sich doch eine beeindruckende Vielfalt, die nur dann überrascht, wenn man das dahinter stehende Anliegen, möglichst nahe bei den Leuten zu sein, nicht ernst nimmt. Als kleine Muster dieser Vielfalt seien auswahlweise die Berndeutsche Übersetzung des Alten und Neuen Testamentes (*Ds Nöie Teschtamänt bärndütsch*, von H. und R. Bietenhard), die Psalmen auf Luzerndeutsch (*Grymeti Psalme uff Luzärn-Düütsch*, von G. Staffelbach) oder verschiedene liturgische (Mess-) Texte der katholischen Kirche, die in einzelnen rätoromanischen Dialekten erhältlich sind, genannt.

Interessant ist es nun auch, daran zu erinnern, dass nur schon die beispielsweise genannten Texte einen ganz unterschiedlichen Grad an «Autorität» oder «offizieller» Gebräuchlichkeit haben: Während die Psalmen von G. Staffelbach kaum irgendwo einen offiziellen Niederschlag gefunden haben, so habe ich beispielsweise in Gottesdiensten bei reformierten Kollegen, die obengenannte (übrigens sehr beachtenswerte) Übersetzung als offiziell benützten Lesungstext gehört. Noch weiter in der Autorität der Gebräuchlichkeit stehen die offiziellen liturgischen Texte in den verschiedenen rätoromanischen Dialekten, die regelmässig (und offiziell) in katholischen Gottesdiensten benutzt werden. Diese Beispiele sind wohlverstanden nur exemplarisch angeführt, um auch den verschiedenen Umgang mit solchen Dokumenten und den ganz unterschiedlichen Offizialitätsgrad derselben zu dokumentieren. Ein einfacher Schluss lässt sich meines Erachtens daraus ziehen: Ganz ähnlich wie hochdeutsche Texte haben auch kirchliche Dialekttexte ein ganz unterschiedliches Schicksal, einen unterschiedlichen Bekanntheitsgrad und eine unterschiedliche Autorität. Dies ist wohl noch relativ schnell einsichtig und einfach nachzuvollziehen. Wie sieht es aber mit dem gesprochenen Wort aus?

In den Gebieten der schweizerdeutschen Dialekte sind schweizerdeutsche Predigten hüben und drüben – also konfessionsübergreifend – üblich. Der deutschsprachige Prediger (oder die Predigerin) wird sich aber gut überlegen in welchem Zusammenhang sie oder er eine Predigt auf Schweizerdeutsch halten wird. Wohl kaum jemand wird an einem Festgottesdienst zur Eröffnung des Studienjahres, am Dies academicus auf Schweizerdeutsch predigen. Hingegen werden Familien- und Kindergottesdienste wohl kaum rein auf Hochdeutsch gefeiert, es sei denn der multikulturelle Rahmen unserer Stadtbevölkerung verlange dies. Doch auch in der scheinbar abgelegensten Bergkapelle der Innerschweiz kann es dem Prediger passieren, dass er auf seine in Dialekt

gehaltene Predigt angesprochen wird. Sich im Kreis der einheimischen Bergbevölkerung wähnend, predigt der Einsiedler Pater auf einer Schwyzer Alp für die Sennen und ihre Familien im schönsten Schweizerdeutsch; doch nach einigen Sätzen wird er von einer aufmerksamen Kirchgängerin im «höchsten» Hochdeutsch unterbrochen: «Pater, bitte predigen Sie doch auf Hochdeutsch, damit auch ich etwas verstehe». Die Touristin aus deutschen Landen gab sich erst zufrieden als sich der arme Pater eines «höheren» Deutsches befleissigte. Sicher ist diese Episode mit Humor zu lesen, doch sie verrät auch etwas von unseren globalisierten Lebensumständen. Dazu später noch mehr.

Auf meine Anfrage unter Tessiner Studenten, welche die kirchliche Praxis gut kennen, wie es denn mit dem Tessiner-Dialekt in der Messe sei, erntete ich ein mitleidiges Lächeln: Es würde wohl eher witzig als ernsthaft aufgefasst, meinten meine Gesprächspartner, wenn etwa die festen Gebete der Messe im Dialekt gesprochen würden; nein, dies sei wohl eher eine merkwürdige Idee. Auf mein hartnäckiges Insistieren, ob denn die Pfarrer für Familien und besonders für die Kinder nicht im Dialekt predigen würden, bekam ich eine aufschlussreiche Antwort: Eher würden die Pfarrer für Kinder in einer Fremdsprache sprechen (wohl Englisch) als im Dialekt. Auf meine überraschte Reaktion hin tröstete mich einer der Gesprächspartner folgendermassen: Er habe schon gehört, dass vereinzelt hie und da ältere Priester (wohl irgendwo zuhinterst in einem Tal) noch in Dialekt predigen würden. Nun, meine eigene (jahrelange) Erfahrung hat mir gezeigt, dass in der Liturgie im Tessin kaum der Dialekt gepflegt wird, vielleicht auch wegen der vielen Touristen, die schon oft mit der italienischen Hochsprache ihre Mühe haben.

Über die französischsprachige kirchliche Region wage ich es, ein ähnliches Urteil zu fällen wie es mir bei den Tessinern entgegengekommen ist: Selber in einer französischsprachigen Freiburger Pfarrei des Broye-Tales predigend, habe ich bei meinen Kollegen ausser einigen dialektal gefärbten Ausdrücken noch nie etwas anderes gehört als ein mehr oder weniger lokal geprägtes Französisch, das aber nie den Ausdruck «Dialekt» verdient, wenigstens nicht in der Kirche. Auch gelegentliche Ausflüge ins benachbarte Greyerzer Land, das sich wohl des ausgeprägtesten Dialektes der Romandie rühmen darf, der aber offensichtlich immer weiter zurück in die hintersten Alpen des Tales gedrängt wird, haben kaum aufschlussreiche Erkenntnisse für den Gebrauch des Dialektes in der Liturgie gebracht, im Gegenteil! Die Teilnahme an einer Vesper in der Pfarrkirche Greyerz zeigte einmal mehr die Schönheit der frankophonen Liturgie und die Vorliebe meiner Kollegen für eine gepflegte, klassische und französische Liturgie. Es mag sein, dass einheimische Priester in

den Dörfern der Bergtäler des Valais romand, etwa in Savièse oder Évolène, sich dialektaler Formen bedienen – wobei viele jüngere Priester den Dialekt gar nicht mehr sprechen –, doch wird diese Situation kaum bedeutender sein als jene im Tessin. Von meinen reformierten Kollegen und Kolleginnen der Romandie habe ich bis jetzt nie etwas anderes wahrgenommen als dass ihr Französisch, wenn auch mit einigen Konzessionen an die Aussprache (etwa in Moudon), nicht viel anders ist, als jenes der Bürger irgendwelcher Stadt in Zentralfrankreich.

Eine andere Rolle spielen die Dialekte in der Liturgie rätoromanischer Sprachgebiete: Auch wenn hier oft zweisprachig (meistens Deutsch-Romanisch) operiert wird – auch wegen den Touristen oder weil der Priester aus dem Unterland kommt –, so werden bisweilen doch ganze Liturgien (Messen) auf Romanisch gefeiert. Dasselbe gilt noch vermehrt für die reformierten Gottesdienste in den romanischen Gebieten. Doch auch hier zeigen sich Auflösungstendenzen: Unter der jüngeren Generation kann es sich niemand leisten, neben Romanisch nicht auch Deutsch oder Italienisch zu können (so etwa im Münstertal). Erschwerend kommt in dieser eigenen Sprachwelt nun noch die dialektale Vielfalt dazu: Auf geographisch engstem Gebiet ist es ein Wechsel z.B. von Sursilvan über Surmiran in den ladinischen Dialekt. Wie weit das Rumantsch Grischun hier als Kunstsprache Abhilfe schafft, sei dahin gestellt, doch zumindest liturgisch scheint es nicht auf Gegenliebe gestossen zu sein, weil es als nicht gesprochene Sprache auch nicht dem Kriterium der Nähe zum Volk entspricht.

Dieser kurze und wohl nur oberflächliche Gang durch die gesprochene Realität hat dennoch noch einmal die grosse Unterschiedlichkeit der Rolle der Dialekte in den einzelnen Sprachregionen auch im kirchlichen gesprochenen Gebrauch deutlich werden lassen. Es scheint dabei fast so, dass das schweizerdeutsche Sprachgebiet am resistentesten gegen eine «Verhochsprachlichung» ist und zwar auch aus kirchlicher Sicht. Es ist nun aber abschliessend sinnvoll, sich aufgrund der gemachten Beobachtungen zwei Fragen zu stellen: Welche globalen Kriterien wirken von aussen auf die verschiedenen Dialektlandschaften ein? Wie treten die identitätsstiftenden und zugleich ausschliessenden Rahmenprinzipien der Dialekte in unserer Gesellschaft auf?

Globalisierung als vereinheitlichendes Phänomen, als Kultur der Gemeinsamkeit, in der die Welt zum «global village» wird, erfreut sich gerade heute einer epischen Besingung. Doch auch Globalisierung ist auf Sprache(n) angewiesen – man beachte das «n» in Klammer. In gewissem Sinne darf man durch-

aus stolz behaupten, dass die katholische Kirche eigentlich noch vor der Erfindung des «world wide web» (www) ein weltweites Netz gebildet hatte, das sich in der gemeinsamen (aus der Antike ererbten) lateinischen (Amts-)Sprache versteht. So werden auch heute die internationalen Bischofssynoden in lateinischer Amtssprache geleitet. Die katholische Kirche wird wohl wenigstens von der Idee der gemeinsamen Sprache her kaum Mühe mit dem «www» haben. Sicher ist nun wohl, dass die «www»-Sprache heute zuerst die Englische ist. Dieser Druck macht sich auch in den internationalen Theologischen Hochschulen bemerkbar, wenn etwa die theologische Fakultät der Dominikaner in Rom ein komplettes Studium der Theologie in Italien auf Englisch anbietet.

Soweit sind wir in unseren Schweizer Kirchen noch nicht – glücklicherweise. Doch der Druck, der sich auf das sprachliche Selbstverständnis unserer Bevölkerung legt ist nicht zu übersehen. Auf diesem Hintergrund verstehe ich auch die oben angeführten Beispiele des Verschwindens des Dialektes aus den Gottesdiensten der französischen und italienischen Schweiz und die Bemerkung der Tessiner Studenten, dass Kindern wohl eher in anderen Sprachen gepredigt würde (eben Englisch) als im Dialekt. Mundart ist damit aus dem öffentlichen Raum verschwunden und wird als rückständig, altmodisch und für die Entwicklung hinderlich verstanden. Es ist interessant zu bemerken, dass die Kirche sich nicht dagegen wehrt, denn sie hat in ihrem reichen Schatz der Erfahrung schon viele Sprachen und Kulturen durchlebt, von denen heute nichts mehr vorhanden ist (z.B. etwa die gotische Übersetzung der *Wulfila-Bibel*).

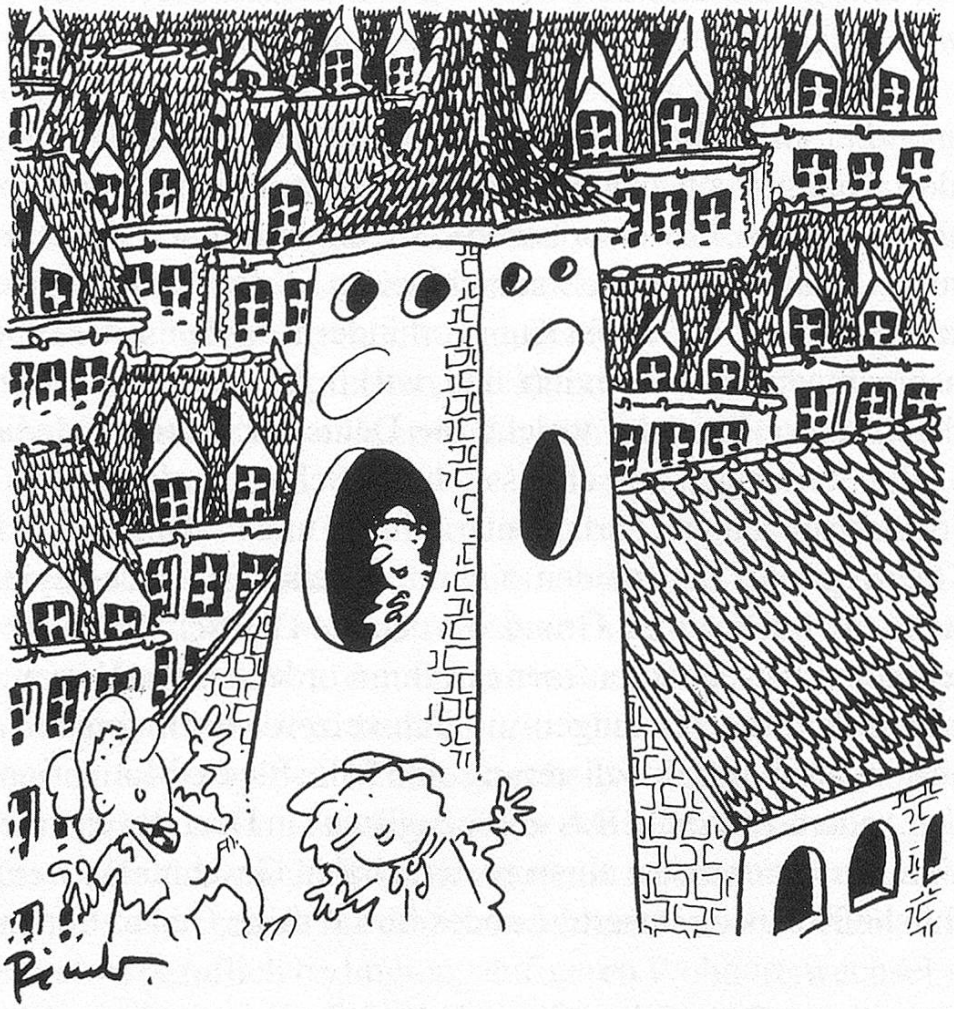
In der Deutschschweiz sieht sie Situation anders aus: Trotz dem Druck des globalisierten Weltdorfes, behauptet sich auch in der Kirche das Schweizerdeutsch, etwa in dem Rahmen, den es auch im vergangenen Jahrhundert kannte. Doch auch hier ist etwas festzustellen: Ein lebendiger Dialekt fordert seinen Preis. Wenn im vergangenen Jahrhundert bei vielen Rednern und Rednerinnen der Herkunftskanton, manchmal sogar der Kantonsteil oder gar das Dorf anhand des Dialektes zweifelsfrei festgestellt werden konnte, so wird dies heute immer schwieriger, da mit der «innereidgenössischen Globalisierung» – wegen dem etwa beruflich bedingten häufigeren Wohnortswechsel – die Dialekte eine Verflachung erleben. Auch der Autor dieses Beitrages ist ein gutes Beispiel dieses Prozesses, dessen Resultat man humorvoll «Oltener-Bahnhof-Dialekt» nennen könnte: Ursprünglich von den Eltern im Ostschweizer-Dia-

lekt phonetisiert, bin ich in der Primarschule in Solothurn mit einer anderen Sensibilität konfrontiert worden; meine Gymnasiumszeit in Einsiedeln erhöhte die Vielfalt an Dialekterfahrung, der sich nach dem Studium im Ausland ein Aufenthalt in Bern anschloss; schliesslich eröffneten sich mir als Pfarrer in Risch mit dem Zuger Innerschweizerdialekt weitere dialektale Horizonte. Zurzeit erfreue ich mich am kräftigen Freiburger-Sensler-Dialekt meiner deutschsprachigen Mitarbeiter. Dies dürfte wohl ein typisches Beispiel einer zeitgenössischen Deutschschweizer Spezies von Akademiker sein. Die genannte Verflachung hat je nach Ansicht Vor- und Nachteile: Wohl werden die Schweizerinnen und Schweizer von morgen ihre Identität weniger am Dialekt festmachen als bisher, sondern sich zuerst als «Schweizer» verstehen. Das hat insofern Konsequenzen, als sich der schweizerdeutsche Dialekt wohl eher noch mehr etablieren wird. Anzeichen dafür sind etwa die englischen Lehnworte, die von der Lebendigkeit des gesprochenen Dialektes zeugen – wohl verstanden, des «gesprochenen», wie etwa «fuudä» (für essen) oder «snööbä» (für Snowboardfahren).

Damit muss aber auch noch ein anderer Aspekt des Dialektes angesprochen werden, den Kollegen aus der Romandie und der italienischen Schweiz bei sogenannten «gesamt-schweizerischen» Sitzungen immer wieder schmerzhaft erfahren: Dialekt kann auch ausschliessen, durch Nicht-Verstehen und Nicht-Mitreden-Können. Dialekt kann verhindern, dass unsere Mitbürger der lateinischsprachigen Teile motiviert sind, wirklich Deutsch zu lernen. Es war unter anderem diese Einsicht, welche die Deutschschweizer Medien davor bewahrte, alle Sendungen ausschliesslich auf Schweizerdeutsch zu bringen. Auch die deutschsprachigen Parlamentarierinnen und Parlamentarier befleissigen sich deswegen in den beiden Kammern unserer Landesregierung der Hochsprache. Aus demselben Grund werden die Deutschschweizer Mitglieder der Schweizer Bischofskonferenz in ihren ordentlichen Versammlungen bei Voten während den Sitzungen nie Schweizerdeutsch sprechen. Umgekehrt kann aber auch die Globalisierung eine Falle für die Motivation sein, die Sprache des Andern zu lernen. Das «Frühenglisch» in Deutschschweizer Schulklassen hinterlässt zumindest einen etwas schalen Geschmack, wenn man an die sprachliche Kohäsion unseres Landes für künftige Generationen denkt!

In den Gottesdiensten wird der Pfarrer jedenfalls darauf achten müssen, dass durch den Gebrauch des Dialektes niemand am Verstehen gehindert wird: Dies wäre genau das Gegenteil vom Beabsichtigten.

Vielleicht waren unsere Dialekte einst Wunderwaffen für eine Geheim-Verständigung, da sie Auswärtige nicht verstehen konnten. In gewissem Sinne werden sie es bleiben, aber dieser Ausschluss eines Menschen kann auch gefährlich sein. Vielleicht wird es in einer Generation gang und gäbe sein, dass zwei Schweizer aus verschiedenen Sprachregionen zusammen nicht mehr Italienisch, Französisch und / oder Deutsch sprechen, sondern Englisch. Da ist es doch – etwas Ironie sei erlaubt – schon sehr tröstlich zu wissen, dass die katholische Kirche dann wenigstens auf ihr lateinisches Erbe zurückgreifen kann.



SCHWEIZERDEUTSCH UND DIE FÖRDERUNG DER INTEGRATION ERWACHSENER AUSLÄNDERINNEN UND AUSLÄNDER

Francis Matthey

Vorbemerkung: Die folgenden Gedanken beschränken sich auf die Situation fremdsprachiger Erwachsener in der Deutschschweiz, wo das Problem des Dialekts im Zusammenhang mit deren Integration bisher ausschliesslich zum Thema geworden ist. Die Situation in den anderen Sprachregionen ist weder in Bezug auf das Verhältnis zwischen Dialekten und Standardsprache noch auf die sprachliche Integration von Ausländerinnen und Ausländern vergleichbar.

Chum iine ins FAZ – Am Zischtig und Fritig an dr Büchelischtrooss vom Nüüni bis am Elfi. Das Schildchen an der Tür einer Kontaktstelle will Frauen zum Besuch einladen – auch fremdsprachige Migrantinnen und Migranten, denen dort Deutschkurse angeboten werden. Leider werden sie keines der unbekannten Wörter im Wörterbuch finden, das sie im Kurs verwenden lernen, um sich selbständiger orientieren zu können.

«Er spricht baseldytsch wie die meisten seiner Kolleginnen und Kollegen, ist in seinem Herzen, in seinem Kopf und in seinem Bauch Schweizer» – so beschreibt in einem Referat über die erleichterte Einbürgerung ein leitender Beamter des Bundesamtes für Migration einen jungen Ausländer der dritten Einwanderergeneration als Beispiel gelungener Integration. Der betreffende Abschnitt der Rede gipfelt in der an sich unterstützungswerten Forderung: «Wer integriert ist und unsere Sprache spricht, soll zu uns gehören, mit allen Rechten und Pflichten». Unwillkürlich entsteht der Eindruck, «unsere Sprache» sei *baseldytsch,* eine konservative Variante eines niederalemannischen Lokaldialekts – dabei ist der Sprecher nicht einmal Basler.

Fremdsprachige Migrantinnen und Migranten, aber auch Romands und Tessinerinnen stellen fest, dass für viele Deutschschweizer offenbar die Dialektverwendung ein spezielles Wir-Gefühl bewirkt – «unsere Sprache», das meint in diesem Zusammenhang nicht die Landessprache Deutsch, sondern das Schweizerdeutsche. Erstaunlicherweise unabhängig von den sehr ausgeprägten Unterschieden zwischen gewissen Dialekten: Deutschschweizer verschie-

dener Herkunft unter sich unterhalten sich grundsätzlich in ihren jeweiligen Dialekten, während sie sich im Umgang mit den deutschen Nachbarn in vielen Fällen des Hochdeutschen befleissigen – selbst wenn beispielsweise ein Basler mit einer Schwäbin spricht, deren Dialekt dem seinen bedeutend enger verwandt ist als etwa derjenige eines Berner Oberländers.

Dieses Wir-Gefühl kann sich bei manchen Deutschschweizern gar als Nationalgefühl äussern; gerade im Zusammenhang mit der Integration von Ausländerinnen und Ausländern ist nicht selten die Forderung zu hören und zu lesen, diese sollten als wichtigste Integrationsleistung «die Landessprache» erlernen oder sich an «unsere Sprache und Kultur» anpassen, als wäre es für das Selbstverständnis des schweizerischen Bundesstaates nicht konstitutiv, dass diese Begriffe grundsätzlich nur im Plural Geltung haben. Entsprechende Formulierungen finden sich umso häufiger in Parteiparolen und politischen Forderungen, je weiter rechts im politischen Spektrum die Sprecher angesiedelt sind, doch sind sie auch in gemässigten Postulaten und offiziellen Texten zu lesen; selbst der deutsche Text der bundesrätlichen Verordnung über die Integration von Ausländerinnen und Ausländern (VIntA) vom 13. September 2000 enthält im Artikel 16 als ersten Punkt der möglichen Bereiche für finanzielle Förderung die «Allgemeinbildung der Ausländerinnen und Ausländer und ihre Kenntnis der Landessprache» im Singular. Der französische und der italienische Text sprechen dagegen von *langues nationales* bzw. *lingue nazionali*.

Die Verordnung meint mit der Landessprache zwar kaum die Deutschschweizer Dialekte, doch ist ein entsprechendes Verständnis auch im Kontext der Integrationsförderung immer wieder zu erleben. Zum Beispiel bietet ein Integrationsprojekt eines landesweit tätigen Hilfswerks Berndeutschkurse an, ergänzt durch kulturelle Angebote wie den Besuch der Theateraufführung eines Jodlerklubs.

Das solchen Projekten zugrunde liegende vernakular-kulturalistische Integrationsverständnis erscheint weniger befremdlich als es auf den ersten Blick wirkt, wenn man berücksichtigt, dass manche Migrantinnen und Migranten in der Tat erklären, sie fühlten sich mangelhaft integriert, solange sie nicht den lokalen Dialekt beherrschen (vgl. Frischherz 1996). Dieser Eindruck wird bestätigt durch die in manchen Einbürgerungsverfahren verlangte Dialektkompetenz als Massstab der erfolgreichen Integration.

Die sprachliche Situation, die die Einwandernden in der Deutschschweiz antreffen, ist durch eine so genannte mediale oder situative Diglossie charakte-

risiert; sie wird in anderen Beiträgen dieses Bandes ausführlich beschrieben. Die schweizerische Variante des Hochdeutschen gilt als offizielle Sprache und wird im Schriftverkehr auch nach wie vor weitgehend verwendet, während die mündliche Kommunikation – inklusive einem bedeutenden Anteil der Sendungen von Radio und Fernsehen – in verschiedenen Varianten von lokalen, regionalen und überregionalen Dialekten (und Soziolekten) erfolgt. Hinzu kommt bei vielen Deutschschweizern ein für die Kommunikation durchaus problematisches Sprachbewusstsein, wie der Zürcher Germanist Joachim Scharloth (2004) in einer empirischen Untersuchung festgestellt hat: Die Standardsprache wird als Fremdsprache empfunden, die ungern gesprochen wird. Ihre schweizerische Ausprägung wird als gegenüber der deutschländischen Varietät minderwertig beurteilt. Dennoch sind Scharloths Probanden durchaus der Meinung, man solle schweizerhochdeutsche Formen pflegen. Dieses Missverhältnis zwischen explizit geäussertem Wunsch nach sprachlicher Eigenständigkeit bei gleichzeitiger negativer Bewertung der nationalen Formen haben Sprachwissenschafter als linguistische Schizophrenie bezeichnet. Sie äussert sich in einer weit verbreiteten Unbeholfenheit und einer Vermeidung der Standardsprache im Alltag auch bei vielen Gebildeten.

Schon für Schweizerinnen und Schweizer französischer und italienischer Sprache kann es sehr schwierig sein, mit dieser Situation umzugehen. Bekanntlich wird nicht mehr selten im innereidgenössischen Dialog auf das Englische ausgewichen. Für fremdsprachige Ausländerinnen und Ausländer verstärken sich diese Probleme erheblich, da sie neben den sprachbedingten auf zahlreiche andere Integrationshindernisse treffen. Abgesehen von den daraus resultierenden Unsicherheiten beim Erlernen der deutschen Sprache berichten viele Migrantinnen und Migranten – auch deutschsprachige – von Situationen, in denen sie die Verwendung von Dialekt als bewusste Ausgrenzung der Fremden erlebt haben – die andere Seite des von den Sprechern erlebten Wir- und Heimatgefühls.

Über keinen Aspekt der Integrationsthematik herrscht auch nur annähernd so viel Konsens – über alle politischen und ideologischen Grenzen hinweg – wie über die Bedeutung von Sprachkenntnissen: Das Erlernen einer (oder eben oftmals «der») Landessprache gilt allgemein als «der Schlüssel zur Integration». Auseinander gehen nur die Vorstellungen über Freiwilligkeit oder Obligatorium des Landesspracherwerbs. Die Förderung von Sprachkursen bildet denn auch den unumstritten gewichtigsten Schwerpunkt in beiden bisherigen Schwerpunktprogrammen des Bundes zur Förderung der Integration von Ausländerinnen und Ausländern (2001-2003 und 2004-2007), die von der Eidgenössi-

schen Ausländerkommission EKA entwickelt und begleitet werden[1]. Jährlich werden aus dem Integrationskredit über 100 Sprachkursprojekte mit über 4 Mio. Franken mitfinanziert (vgl. EJPD 2000 und 2003).

Dem Programm liegt ein Integrationsverständnis zugrunde, das von dem eingangs skizzierten erheblich abweicht. Integration wird nicht als Assimilation der Einwandernden an eine wie auch immer verstandene nationale oder lokale Kultur verstanden, sondern als gesellschaftlicher Prozess, der ein gedeihliches Zusammenleben im Interesse aller Beteiligten ermöglich. Der die Sprache betreffende Schwerpunkt A des gegenwärtigen Programms hat zum Ziel, die Kommunikation unter Ausländerinnen und Ausländern und Einheimischen zu fördern. In der Praxis werden alltagsorientierte Kurse zum Erlernen der Standardsprachen für jene Gruppen von Migrantinnen und Migranten unterstützt, welchen der Zugang zu bestehenden ordentlichen Angeboten aus verschiedenen Gründen erschwert ist (EJPD 2003: 6). In der Deutschschweiz berücksichtigt die in diesen Kursen angewandte Didaktik die Situation der Diglossie insofern, als die Lernenden auf lokale Dialektvarianten aufmerksam werden; Kurse für Fortgeschrittene streben über die aktive Beherrschung der Standardsprache hinaus rezeptive Fertigkeiten in lokalen Umgangssprachen an, um sie besser auf den Schweizer Dialektalltag vorzubereiten. Hingegen soll der Erwerb des Deutschen als Zweit- oder Drittsprache nicht durch eine gleichzeitige Förderung des aktiven Dialektlernens gestört werden. Im günstigen Fall erwerben die Kursteilnehmenden zudem eine gewisse Sicherheit in der situativen Orientierung zwischen Standard- und Umgangssprache. Die Beherrschung der Ersteren im Alltag bleibt Hauptziel; auch wenn das Schwergewicht der meisten niederschwelligen Kurse auf mündlichen Alltagskompetenzen liegt, soll der Zugang zur schrift-deutschen Kommunikation und zum hiesigen Bildungssystem erleichtert werden. In Bezug auf die Diglossiesituation lässt sich das methodische Prinzip der geförderten Kurse auf fortgeschrittenem Niveau in der Formel «Dialekte verstehen – Hochdeutsch sprechen und schreiben» zusammenfassen (Müller und Wertenschlag 1985, Studer 2002: 125).

Diese Konzentration auf die Standardsprache steht in einer gewissen Spannung zur Forderung der Alltagsnähe und lokalen Orientierung, welche das Integrationsförderungsprogramm stellt. Unter dem Schwerpunkt C «Zusammenleben erleichtern» werden deshalb zusätzlich sehr niederschwellige Kleinprojekte unterstützt, welche die Alltagskonversation auch in der lokalen Umgangssprache zum Inhalt haben, sofern die Lernvoraussetzungen und unmit-

telbaren Bedürfnisse der Teilnehmenden – meist Mütter von Kindergarten- und Primarschulkindern – dies als sinnvoll erscheinen lassen. Ein Hauptziel dieser Zusatzangebote sind erste halbformelle Sprachlernerfahrungen für Bildungsungewohnte; in der Regel misst sich ihr Erfolg im Übertritt der Teilnehmerinnen in reguläre Sprachkurse. Von den Lehrkräften dieser Kurse werden besonders hohe Fähigkeiten im Vermitteln eines differenzierten Umgangs mit Dialekt und Standardsprache verlangt, damit die erwünschte Alltagsnähe nicht durch schwer heilbare Schäden beim Spracherwerb mit bleibenden starken Unsicherheiten erkauft wird.

Schliesslich ist daran zu erinnern, dass Sprachkurse sehr wenig zur Integration oder auch nur zum Spracherwerb beitragen, wenn die Gelegenheit zur regelmässigen Verwendung in der Praxis fehlt, insbesondere zur Kommunikation mit einheimischen Sprechenden der Lernsprache. Diese Gelegenheit vermissen sehr viele lernwillige Migrantinnen und Migranten; dieser Mangel wurde auch in der Evaluation des Sprachschwerpunkts im Integrationsprogramm 2001-2003 deutlich (EKA 2004: 62). Hier sind neben den Lernenden selbst insbesondere die einheimischen Deutschschweizer gefordert, vermehrt und von sich aus den sprachlichen und sozialen Kontakt mit fremdsprachigen Einwandernden zu suchen. Und einen der ersten Sätze zu beherzigen, welche die Teilnehmenden in einem der Kurse lernen: «Sprechen Sie bitte Hochdeutsch!». In der Kommunikation mit Fremdsprachigen zeigt die oben angesprochene «sprachliche Schizophrenie» unvermutete Vorteile. Deutschschweizerinnen und Deutschschweizer sprechen meist langsamer und deutlicher, wenn sie die Standardsprache verwenden, und eine gewisse Unbeholfenheit mit der «Fremdsprache» Deutsch kann sogar förderlich für die Kommunikation sein: Sprachliche Machtverhältnisse werden vielleicht so etwas ausgeglichen und die «wir-sie»-Front ein wenig aufgeweicht.

---

1 Die EKA schlägt aufgrund einer Prüfung durch Fachleute dem Bundesamt für Migration (BFM) von verschiedenartigen Trägerschaften eingereichte Projekte zur Unterstützung vor, welche den Kriterien des Schwerpunkteprogramms entsprechen.

ZITIERTELITERATUR

EJPD (2000), *Förderung der Integration von Ausländerinnen und Ausländern. Schwerpunktprogramm für die Jahre 2001 2003*, Eidgenössisches Justiz- und Polizeidepartement (EJPD), Bern.

EJPD (2003), *Förderung der Integration von Ausländerinnen und Ausländern. Schwerpunkteprogramm für die Jahre 2004-2007*, Eidgenössisches Justiz- und Polizeidepartement (EJPD), Bern.

EKA (2004), *Förderung der Integration von Ausländerinnen und Ausländern. Evaluation des Schwerpunktprogramms 2001 bis 2003. Synthesebericht*, Eidgenössische Ausländerkommission (EKA), Zürich.

FRISCHHERZ, BRUNO (1996), *Lernen, um zu sprechen – sprechen, um zu lernen. Diskursanalytische Untersuchungen zum Zweitspracherwerb türkischer und kurdischer Asylbewerber in der Deutschschweiz*, Germanistica Friburgensia 16, Universitätsverlag, Freiburg Schweiz.

MÜLLER, MARTIN; WERTENSCHLAG, LUKAS (1985), *Los emol. Schweizerdeutsch verstehen*, Langenscheidt, München.

SCHARLOTH, JOACHIM (2004), *Zwischen Fremdsprache und nationaler Varietät. Untersuchungen zum Plurizentrizitätsbewusstsein der Deutschschweizer*, in: MUHR, RUDOLF (Hg.), *Standardvariationen und Sprachauffassungen in verschiedenen Sprachkulturen / Standard Variations and Conceptions of Language in Various Language Cultures*, Trans, Internet-Zeitschrift für Kulturwissenschaften 15, 6.1.

STUDER, THOMAS (2002): *Dialekte im DaF-Unterricht? Ja, aber... Konturen eines Konzepts für den Aufbau einer rezeptiven Varietätenkompetenz*, Linguistik online 10, 1/02: 113-13.

SCHWIIZERDÜTSCH – DER CERVELAT DER SPRACHLICHEN INTEGRATION?

ZUR ROLLE DER MUNDART BEI DER INTEGRATION VON JUGENDLICHEN MIT MIGRATIONSHINTERGRUND

Basil Schader

«Solange du keine Cervelats isst», so jüngst ein Jugendlicher in der Zürcher S-Bahn zu einem anderen, «solange bist du trotzdem kein richtiger Schweizer!». Die beiden Jugendlichen unterschieden sich kaum, beide sprachen perfektes Züritüütsch, und ohne die bemerkenswerte Diagnose wäre nie augenfällig geworden, dass der eine offenbar zwar eben eingebürgert, aber ursprünglich zugezogen und Moslem war.

Unmittelbar auffällig hingegen sind sprachliche Abweichungen vom Ortsdialekt: Sei es, dass sie die Zuordnung der betreffenden Person zu einem andern Dialektgebiet oder aber die (oft genug falsche) Identifikation als «Ausländer/in» erlauben. Korrektes Dialektsprechen hat in der Deutschschweiz eine ebenso wichtige Funktion für die soziale Integration wie es die Beherrschung des Hochdeutschen für die schulische und laufbahnbezogene hat. Dass Schwiizerdütsch die Wurst (oder: eine der Würste) ist, um die es bei der sozialen Integration geht, ist natürlich auch Kindern und Jugendlichen mit Migrationshintergrund klar. Mit dieser Einsicht kann sich ein beträchtlicher Assimilationsdruck verbinden. Allerdings wird, wer in zwei Sprachen und Kulturen aufwächst, diesen doppelten Reichtum nicht zwangsläufig zugunsten der einen über Bord werfen. Der sprachliche Orientierungsprozess von Jugendlichen mit Migrationshintergrund ist eng mit vielfachen identitären Aspekten verbunden. Er kann, wie de Jong bereits 1986 am Beispiel der griechischen Migration in der Schweiz zeigte, sehr wohl eigen- und auch widerständig erfolgen. Und er kann durchaus auch das Umfeld betreffen, dessen Sprache – und ganz besonders gilt dies für die Jugendsprache – ja ebenfalls keineswegs starr, sondern in stetem Wandel ist.

Eine Gruppe, die hinsichtlich ihrer sprachlichen Orientierung zwischen Erst- und Zweitsprache, zwischen Mundart und Hochsprache besonderes Interesse verdient, sind die albanischen Kinder und Jugendlichen in der Schweiz. Sie zählen zu einer zahlenmässig sehr starken und vergleichsweise jungen Migrationsbevölkerung. Die meisten von ihnen wachsen als Secondos und Secondas

im sprachlichen Spannungsfeld von noch stark albanisch-orientiertem Elternhaus und schweizerdeutsch/hochdeutsch geprägtem Umfeld auf; rund drei Viertel sind in der Schweiz geboren oder leben seit sechs und mehr Jahren hier. Ihre Orientierung zwischen gegisch-nordalbanischem Dialekt, albanischer Standardsprache, Hochdeutsch und Schweizerdeutsch ist einer der Fokusse eines Forschungsprojekts der Pädagogischen Hochschule Zürich und der Universität Tirana (s. Schader 2005). Grundlage bildete eine im Sommer 2001 durchgeführte breite Befragung unter rund 1100 albanischsprachigen Schülerinnen und Schüler des fünften bis zehnten Schuljahrs. Besonders aufschlussreich mit Blick auf die sprachliche Integration sind die Frage nach der Sprachwahl in verschiedenen Situationen, die Einstellung gegenüber den verschiedenen Sprachen und die Selbsteinschätzung der Kompetenzen in diesen. Die nachfolgenden Ausführungen geben Einblicke in einige der diesbezüglichen Ergebnisse.

Die *Wahl der Sprache,* die mit verschiedenen Familienangehörigen zu Hause gesprochen wird, illustriert sehr schön den Wandel der Usanzen in der ersten bzw. zweiten Migrationsgeneration. Mit den Eltern spricht die überwiegende Mehrheit der albanischen Kinder und Jugendlichen mehr oder fast nur Albanisch (Mutter: 95%, Vater 85%). Sprechen die Geschwister zu Hause aber untereinander, tun dies nur gerade 23% von ihnen auf Albanisch. Viel üblicher ist unter ihnen entweder der Gebrauch von mehr oder (fast) nur (Schweizer-)Deutsch (43%) oder aber eine gemischt deutsch-albanische Sprachpraxis (34%). Dass sich hier (wie übrigens auch in der Sprachwahl beim Medienkonsum) die bessere sprachliche Integration der zweiten, grossteils in der Schweiz schulisch sozialisierten Generation spiegelt, liegt nahe, ist aber kaum die ganze Wahrheit. Fragt man nämlich nach der Sprachwahl gegenüber Geschwistern und Peers ausserhalb der Familie, d.h. im (deutschgeprägten) Kontext der Freizeit, steigen bemerkenswerterweise die Albanischwerte, während jene fürs Deutsche sinken. Je nach sprachlichem und sozialem Kontext kann die jeweils «andere» Sprache offensichtlich bewusst auch zur Abgrenzung favorisiert werden.

In besonders produktiver Weise übernehmen diese Funktion die elaborierten Formen des «gemischten» Sprachgebrauchs. Anders als das rein sprachnot- oder sprachökonomisch motivierte Codeswitching («Po shkoj në Werke-Ruum», Ich geh jetzt in den Werken-Raum) setzen sie eine gute Kompetenz in beiden Sprachen voraus. Sie können als eigentliche Peer-Codes kultiviert werden, wie sie u.a. Franceschini für die italienischen Jugendlichen in der Schweiz und Auer oder Dirim für junge Türkinnen und Türken in Deutschland

beschrieben haben. Die Funktionalität dieser gemischten Peer-Codes in gruppenidentitärer und binnenintegrativer Hinsicht ist klar, wenngleich sozial und situativ stark begrenzt. Immerhin ist ihre Attraktivität so hoch, dass sie durchaus auch auf Jugendliche ausserhalb der ursprünglichen bilingualen Gruppe ausstrahlen kann, wie es früher etwa die Beliebtheit des Italo-Schweizerdeutschen oder heute jene des Balkan-Slangs zeigen. Je nach Prestige des betreffenden Jargons in der lokalen Jugendkultur kann sprachliche Integration dabei plötzlich nicht mehr Sache der «Aus-», sondern sehr wohl der «In-»Länderinnen und Inländer werden. Eine Untersuchung zum Einfluss des Albanischen auf die Sprache von nicht albanischsprachigen Oberstufenschülerinnen und -schüler in der Ostschweiz (Schader 2003) förderte in diesem Sinne nicht nur erstaunlich verbreitete Albanischkenntnisse zu Tage. Vielmehr erfolgten auf die Frage nach dem Nutzen dieser Kenntnisse auch Äusserungen wie die folgenden, welche die «zweite Seite» der sprachlichen Integration anschaulich illustrieren: «[Es ist nützlich, denn] man kann ein wenig mitreden», bzw. «wir leben in einer Zeit, in der fast jeder Albanisch kann».

Zu den «Grundgrössen des Spracherwerbs» (Klein 1992), bzw. zu den Determinanten, die sprachliches Lernen und sprachliche Integration wesentlich beeinflussen, zählt die *emotionale Einstellung* gegenüber einer Sprache. Im Kontext der Deutschschweiz betrifft dies nicht *eine* Sprache, sondern die beiden Varietäten Schweizerdeutsch und Hochdeutsch, die für je unterschiedliche Facetten der Integration bedeutsam sind. In unserer Untersuchung äusserten sich die Befragten sowohl zu ihrer emotionalen Einstellung gegenüber den Sprachen, in denen sie leben (Albanisch und Deutsch, je Mundart und Standard, dazu Französisch und Englisch als schulische Fremdsprachen), wie auch zur Einschätzung von deren *Bedeutung für ihre Zukunft.* Für die Optionen «sehr gern» bzw. «sehr wichtig» ergeben sich folgende Prozentwerte bzw. Reihenfolgen:

Rang	Emotionale Beziehung	Zukunftsbedeutung
1	Albanisch (Dialekt) (68%)	Albanisch (Dialekt) (63%)
2	Englisch (52%)	Englisch (61%)
3	Schweizerdeutsch (46%)	Hochdeutsch (60%)
4	Hochdeutsch (35%)	Albanisch (Standard) (45%)
5	Albanisch (Standard) (30%)	Schweizerdeutsch (41%)
6	Französisch (19%)	Französisch (35%)

Auch wenn drei Viertel der Befragten sechs und mehr Jahre in der Schweiz leben und hier sprachlich bestens integriert sind, ist die Verbundenheit mit ihrer Erstsprache, dem albanischen Dialekt, hoch. Allerdings bezieht sich diese Sprachloyalität nicht auf beide Varietäten des Albanischen, vielmehr scheint die Standardvariante ähnlich ungeliebt zu sein, wie es das Hochdeutsche für manche Schweizerinnen und Schweizer ist. Auffällig ist die Positionierung des Englischen. Sie geht wohl vorab auf dessen Status als prestigehohe Weltsprache zurück; beigetragen haben mag auch die Beliebtheit der USA dank deren Rolle im Kosovo-Krieg, der zum Zeitpunkt der Befragung erst anderthalb Jahre zurücklag. Wird allerdings auch die Option «gern» in die Auswertung einbezogen, rückt das Schweizerdeutsche in der Beliebtheitsskala auf den zweiten Platz. Die emotionale Beziehung zu diesem ist besser als jene zum Hochdeutschen. Geht es um die pragmatische Einschätzung der Zukunftsbedeutung, werden die beiden deutschen Varietäten freilich deutlich umrangiert. Bemerkenswert ist die Schlusslicht-Position des Französischen. Die Vermutung, dass hier (wie auch bei der emotionalen Einstellung zum Hochdeutschen) teilweise Wertungen und Klischees aus dem deutschschweizerischen Umfeld übernommen wurden, liegt nahe – wie ja sprachbezogene Vorlieben und Ranglisten generell oft eher als Amalgam verschiedener einstellungsbezogener Trends und Einflüsse denn als genuine Eigenkreationen zu deuten sind.

Wichtig für sprachliche Praxis und Integration sind die *Kompetenzen*, die in den jeweiligen Sprachen überhaupt verfügbar sind. Wir beschränken uns hier auf die Selbsteinschätzungen zu wenigen ausgewählten Aspekten. Auf die Frage, in welcher Sprache sie ihre *Gefühle* besser ausdrücken können, antwortete ein gutes Drittel (37%) «(viel) besser in Deutsch», 40% «in beiden Sprachen gleich gut», während sich ein knappes Viertel (23%) für «(viel) besser in Albanisch» entschied. Für einen ansehnlichen Teil der albanischsprachigen Secondas und Secondos scheint Deutsch damit auch im alltagsbezogen-persönlichen und emotionalen Bereich zur starken Sprache geworden zu sein. Noch prägnanter zeigt sich dies mit Blick auf den kognitiv-schulbezogenen Sprachgebrauch, den insbesondere Kinder aus bildungsferneren Familien fast ausschliesslich in der Schule – und damit: auf Deutsch – erwerben. Auf die Frage «In welcher Sprache kannst du etwas genauer *erklären*?», antwortet fast die Hälfte (48%) mit «(viel) besser in Deutsch», 29% mit «beide gleich» und neuerlich 23% mit «(viel) besser in Albanisch». Nochmals erheblich drastischer fallen die Selbsteinschätzungen der literalen und standardsprachlichen Fähigkeiten (Lesen, Schreiben; Hörverstehen und Sprechen der Standardvariante) aus. Hier schätzen die Befragten ihre Albanisch-Kompetenz durchwegs prägnant

tiefer ein als jene im Deutschen; dies im Unterschied zum generellen Hörverstehen und Sprechen im Dialekt, bei dem sich die Werte für die beiden Sprachen in etwa entsprechen. Während im Bereich der mündlich-dialektalen Kommunikation die Mehrheit der Befragten noch über eine ausgewogene (balancierte) Zweisprachigkeit verfügt, scheint für die Schriftlichkeit immer mehr eine dominant deutsch-orientierte Form des Bilingualismus charakteristisch zu werden.

Zu befürchten ist, dass – trotz der starken emotionalen Bindung an die Erstsprache (s.oben) – zunehmend mehr Angehörige der zweiten und dritten albanischen Migrationsgeneration von ihrer Schriftsprache und -kultur abgekoppelt sind und ihre Sprache nurmehr in dialektaler Form und für einfache alltagsbezogene Kommunikationsaufgaben beherrschen. Sprachliche Integration in der Schweiz wäre damit um den Preis des Verlusts von auch identitär zentralen Bereichen der Erstsprache erkauft. Solche Assimilation entspricht nicht den Zielen schweizerischer Sprachenpolitik (vgl. u.a. das Schweizerische Gesamtsprachenkonzept von 1998), und sie würde sich auch zwangsläufig mit einem Verlust bei einem der wichtigen Kapitalien unseres Landes, nämlich der Mehrsprachigkeit, verbinden. Die Rolle der Schweizer Institutionen, welche die Förderung entwickelter Bilingualität und Biliteralität bislang einfach den oft bildungsfernen und überforderten Familien und dem Besuch des fakultativen, vom Schweizer Schulsystem weitgehend abgekoppelten HSK überlassen, ist umso mehr zu überdenken, als etwa aus den skandinavischen Ländern schon länger Beispiele einer geglückteren Integration vorliegen.

Von Interesse mit Blick auf die sprachliche Integration in der Deutschschweiz, wo der Dialekt als Umgangssprache klar dominiert, sind abschliessend die Antworten auf die Fragen *«Was verstehst, bzw. sprichst, du besser: Hochdeutsch oder Schweizerdeutsch?»*. Auch wenn Vergleichsuntersuchungen von muttersprachlichen Schweizer Schülerinnen und Schüler fehlen, ist klar, dass Schweizerdeutsch bei diesen vor allem bezüglich der eigenen Sprachproduktion, also des Sprechens, überwiegend stärker eingestuft würde. Bei den albanischsprachigen Kindern ist dies nur in der Tendenz ähnlich. Zwar gibt die Mehrheit, nämlich über 40% an, «besser» oder «viel besser» Dialekt zu sprechen, doch finden sich auch 20%, die ihre Sprechkompetenz in Hochdeutsch stärker einstufen (!), sowie knapp 40%, die sich in beiden Sprachen als gleich stark bewerten. Bezüglich des Hörverstehens schätzt eine Mehrheit von gegen 60% ihre Kompetenzen in beiden Sprachen als gleich hoch ein, während je 20% angeben, entweder besser Hochdeutsch oder aber Schweizerdeutsch zu verstehen. Die «unerwarteten» Werte gehen vor allem auf jene

Befragten zurück, die erst seit kurzem in der Schweiz leben und offenbar durch schulische Spezialförderung noch stark auf den Erwerb der Hochsprache konzentriert sind. Anders als bei den hier Aufgewachsenen verläuft der Erwerb des Dialekts bei dieser Gruppe schwerpunktmässsig nicht vor, sondern nach (bzw. parallel zu) jenem der Hochsprache.

Schlagen wir zum Schluss den Bogen zur Frage im Titel unserer Ausführungen! Ist Mundartsprechen für die sprachliche Integration in der Deutschschweiz das, was Cervelatessen im gesellig-kulinarischen Bereich ist? Grundsätzlich ja, müsste die Antwort lauten – und sogleich ergänzt werden um den Hinweis, dass es nicht eine, sondern viele Sorten von Cervelats (mit und ohne Schweinefleisch) und auch nicht eine, sondern viele Arten sie zuzubereiten und zu essen gibt. Mundart zu sprechen ist bei uns fraglos von wichtiger integrativer Bedeutung. Wie sie aber zu sprechen ist, kann angesichts unserer auch sprachlich pluralen Gesellschaft, des Sprachwandels und mit Respekt vor den identitären Implikationen des Sprachgebrauchs ohne Arroganz definitiv nicht mehr einheitlich oder normativ festgelegt werden.

ERWÄHNTE LITERATUR (AUSWAHL)

De Jong, Willemijn (1986): *Fremdarbeitersprache zwischen Anpassung und Widerstand*, Lang, Bern, Frankfurt/M., New York.

Gesamtsprachenkonzept, EDK (Schweiz. Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren) (1998): *Welche Sprachen sollen die Schülerinnen und Schüler während der obligatorischen Schulzeit lernen? Entwurf (...) Gesamtsprachenkonzept*, Bern (abrufbar via www.romsem.unibas.ch/sprachenkonzept).

Klein, Wolfgang (1992): *Zweitspracherwerb*, Hain, Frankfurt/Main.

Schader, Basil (2003): *Albanisch – kann bald jeder Zweite*, in: *NZZ* vom 26.3.2003; ausführlicher in: *Albanische Hefte*, 1/2003: 19-25 und in Schader 2005.

Schader, Basil (2005): *Shqyrtime gjuhësore rreth kontaktit mes shqipes dhe gjermanishtes në Zvicër*, Kristallina-KH, Tiranë (mit deutscher Zusammenfassung; erweiterte deutsche Ausgabe für 2006 geplant).

MUNDARTLITERATUR: DOMINANTE VERGANGENHEIT

Christian Schmid

Mundartliteratur gibt es nicht nur in der Deutschschweiz. Sie entsteht überall dort, wo literarische Texte nicht in der Standard- oder Schriftsprache einer Sprachgemeinschaft geschrieben werden, sondern in Varietäten wie Dialekte, Slangs oder Sondersprachen, für deren Verschriftlichung es keine verbindlichen Normen gibt. Der Roman *Sozaboy* (1994, engl. *Soldierboy*) des Nigerianers Ken Saro-Wiwa ist ein Werk der englischsprachigen Mundartliteratur wie der Roman *Ter Fögi ische Souhung* (1979) des Berners Martin Frank ein Werk der deutschsprachigen und der Gedichtband *La botega da nümm matt* (1965) des Tessiners Sergio Maspoli ein Werk der italienischsprachigen Mundartliteratur ist.

Wer in einer Mundart, in einem Slang oder in einer Sondersprache schreibt, nimmt die künstlerische Freiheit wahr, mit einer Sprachform literarisch zu arbeiten, die in der Regel nicht geschrieben wird. Dabei ist der Übergang zwischen standardsprachlicher und Mundartliteratur fliessend:

1. Standardsprache und Dialekt können nebeneinander vorkommen, wie in Werken des Berners Jeremias Gotthelf und der Baierin Lena Christ.

2. Die Standardsprache kann in unterschiedlichem Mass mundartlich gefärbt sein, wie in Werken des Berners Friedrich Dürrenmatt und des Baiern Franz Xaver Kroetz.

3. Aus Standardsprache und Mundart kann eine Kunstsprache geformt werden, wie im Roman *Quatemberkinder* (1998) des in Glarus aufgewachsenen Deutschen Tim Krohn.

4. Die Sprache ist ausschliesslich (literarisch geformte) Mundart, Slang oder Sondersprache, wie in den Werken der Mundartliteratur, einschliesslich Übersetzungen aus der Standardsprache in die Mundart (z. B. *Homer Bärndütsch Odyssee* von Albert Meyer und die berndeutschen Ramuz-Übersetzungen von H. U. Schwaar).

Wer Mundartliteratur schreibt, nimmt jedoch in Kauf, dass wegen der erschwerten Lesbarkeit und der geographisch eingeschränkten Verstehbarkeit

der Texte der potenzielle Leserkreis in der Regel kleiner ist als bei der standardsprachlichen Literatur. Zudem wird der Mundartautor bzw. die Mundartautorin vom «Tross», der normalerweise die standardsprachliche Literatur begleitet und sie mitprägt, d. h. von Kritikern, Medienleuten, universitären Institutionen, Förderungsinstitutionen und Preisjurys, kaum beachtet. In den elektronischen Medien der Deutschschweiz ist die auf Schweizer Radio DRS1 wöchentlich ausgestrahlte Mundartsendung *Schnabelweid* die einzige Sendung, welche sich intensiv mit dem Mundartschrifttum beschäftigt.

Diese Tatsachen schliessen zugleich aus, dass Mundartliteratur die standardsprachliche Literatur in irgendeiner Weise bedrängen kann. Sie ist als «kleine Literatur» ein Farbtupfer in der Literaturlandschaft. Wo man jedoch, wie in der Deutschschweiz, vor allem Mundart miteinander spricht, sind Mundartliteraturtexte dort beliebter als standardsprachliche, wo sie für die mündliche Aufführung geschrieben werden, wie Stücke für das Volkstheater, Lieder, Raps, Slam Poetry, Filmtexte und die vielfältigen Gebrauchstexte für elektronische Medien. Dort, wo sich die Mündlichkeit im Kunst- und Medienschaffen etabliert, gewinnt in der Deutschschweiz die Mundart die Oberhand. Das ist der Grund für die Zunahme des Mundartgebrauchs in vielen Bereichen, die mit dem Begriff «Mundartwelle» ideologisch etikettiert wird.

Das literarische Schreiben in den verschiedenen Mundarten der Deutschschweiz hat eine über zweihundertjährige Tradition. Die Mundartliteratur entstand, als sich die einheitliche Schriftsprache in öffentlichen Sprechsituationen und in der Schule durchzusetzen begann. Mit mundartliterarischen Werken richteten sich Angehörige der Bildungsschicht (Geistliche, Lehrer, Ärzte, Beamte) gegen das literatursprachliche Monopol der Standardsprache, das, ihrer Meinung nach, zusammen mit den gesellschaftlichen und technologischen Entwicklungen (Neuordnung der Schweiz, Eintritt ins Industriezeitalter) die überlieferten Werte sowie die lokal- und regionalsprachliche Identität gefährdete. Die Grossmeister der industriellen Nationalökonomie zerstörten damals die regionalen ländlichen Strukturen auf ähnlich radikale Art wie heute die Grossmeister der postindustriellen globalen Ökonomie die nationalen Strukturen zerstören.

Die Mundartliteratur der deutschen Schweiz ist deshalb von Anfang an eine stark vergangenheitsorientierte Literatur. Das ist sie bis heute geblieben. Wohl mehr als neunzig Prozent des in Buchform veröffentlichten Mundartschrifttums ist zu Beginn des 21. Jahrhunderts Erinnerungsschrifttum, von der trivialen Aufzeichnung eigener Erlebnisse, über Anekdotensammlungen, biographische

Schriften, Schilderungen alter Lebensformen und Arbeitsweisen, Dorfgeschichten und Texte zur Dokumentierung alter Mundartformen bis zur historischen Erzählung und zum historischen Roman. Die Hauptausrichtung ist ländlich-dörflich; die Stadt als Lebens- und Arbeitsraum wird seltener thematisiert. Nur ein kleiner Teil dieses Erinnerungsschrifttums erfüllt literarische Kriterien, meistens ist es Sachschrifttum ohne explizite oder implizite literarische Ansprüche.

Der starke Vergangenheitsbezug und die ländlich-dörfliche Hauptausrichtung des Mundartschrifttums zeitigten Folgen für seine Entwicklung: Die Vergangenheit wurde bis in die Zeit des Zweiten Weltkriegs oft zur «guten alten Zeit» verklärt, das gesunde, gute Land gegen die kranke, verdorbene Stadt ausgespielt, Neuerungen jeder Art abgelehnt. Viele Mundartgedichte, -geschichten und -romane wurden bis in die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg auch für die Volkserziehung, für den Heimatschutz und für die geistige Landesverteidigung geschrieben. «Schwyzer läset Schwyzertütsch», lautete eine Losung zur Zeit des Zweiten Weltkriegs.

Wohl gab es immer Mundartautoren und -autorinnen, welche ihr Schreiben als von keiner Instanz gegängelten, gängigen literarischen Kriterien ihrer Zeit verpflichteten Ausdruck verstanden. Erwähnt seien z. B. die Aargauer Lyrikerin und Erzählerin Sophie Hämmerli-Marti (1868-1942), der Berner Lyriker und Erzähler Carl Albert Loosli (1877-1959), der Aargauer Lyriker und Dramatiker Paul Haller (1882-1920), die Frutigtaler Lyrikerin und Erzählerin Maria Lauber (1891-1973) und der Brienzer Lyriker Albert Streich (1897-1960). Aber im Zentrum des Leserinteresses lag nicht der freie und persönliche literarische Ausdruck, sondern das, was Otto von Greyerz in seinem Buch *Die Mundartdichtung der deutschen Schweiz* von 1924 vorschrieb, nämlich «eine vom Zeitgeist bedrohte Welt zu retten», indem sie «das altangesessene Volk der Heimat, das echte, rechte» darstellt.

Als daher in der bewegten Zeit der gesellschaftlichen Aufbruchbewegungen in den 1970er Jahren Lyriker wie der Berner Kurt Marti (geb. 1921) die Gegenwart zum Thema machten und Umgangssprache schrieben, Lyriker wie Ernst Eggimann (geb. 1936) und Eugen Gomringer (geb. 1925) mit der Mundart experimentierten, Kritiker wie Werner Weber über den Neuanfang jubelten und von der traditionellen Mundartliteratur nichts mehr wissen wollten, traten die Vertreter dieser taditionellen Mundartliteratur schmollend in den Hintergrund; sie verstummten nicht.

Da sich in jener bewegten Zeit der Protest der gesellschaftlichen Basis, oder was sich als solchen verstand, auch literarisch äusserte, wurde die Mundart als Sprache der Basis zur literarischen Hätschelsprache, für die sich auch der literarische «Tross» interessierte. Die modern-mundart-Bewegung eroberte mit ihren Texten die Kleinbühnen, renommierte Verlage druckten Mundartbücher. Die theoretischen Vordenker der Bewegung wollten – mit viel ideologischem Enthusiasmus, aber bar jeden Wissens um die Existenzbedingungen von Sprachformen – mit der Mundart die Basis emanzipieren und die (Standard)Sprache der Macht entlarven. Als sich in den 1980er Jahren die Welt global zu vernetzen begann und einbog ins postmoderne Medienzeitalter und den postmodernen Kapitalismus, als man in der Literatur wieder «ich» sagen durfte und sich nicht mehr dem Protest von unten und der Emanzipation der Basis verpflichtet fühlte, verlor die Mundart für die literarische Zunft ihren Reiz und die modern-mundart-Bewegung schlief ein.

Geblieben ist aus dieser bewegten Zeit, dass sich ein Teil der Mundartautoren und -autorinnen von den Pflichten, welche die traditionelle Mundartliteratur zum Teil bis heute wahrzunehmen glaubt (Volkserziehung, Heimatschutz, Sprachpflege), befreite, die Welt der Gegenwart zu ihrem Thema machte und in der Lyrik die gereimte Liedform zugunsten freierer Formen aufgab. Verstehen lässt sich das als Hinwendung zur Sprachverwendung und zu Formen der modernen Literatur, für die das Werk Ernst Burrens, Fritz Widmers Stadtroman *Gluscht u Gnusch u Gwunger* (1982), die Mundartgedichte des Luzerners Kuno Raeber (1922-1992), die modernen Dorfgeschichten des Sargansers Hans Bernhard Hobi (geb. 1936) und die Gedichte der Pomatterin Anna Maria Bacher (geb. 1947) Beispiele sind.

Am folgenreichsten für die Mundartkunst war, dass in der Zeit der modern-mundart-Bewegung die Mundart zur Sprache der Liedermacher wurde, sich damit auf der Bühne der jungen Musikkultur etablierte und bis heute erfolgreich in vielfältiger Weise kreativ weiterentwickelt (vgl. Beitrag von Bänz Friedli, S. 142).

Zu Beginn des 21. Jahrhunderts verharrt ein grosser Teil des Mundartschrifttums in traditionellen Mustern. Es ist rückwärtsgewandt, stark ländlich geprägt und macht bei der Inventarisierung und Darstellung der Vergangenheit nur selten Gebrauch von literarischen Freiheiten. Das überwiegend ältere Publikum dieses Schrifttums schätzt jedoch diese Aufarbeitung der Vergangenheit, welche in den besten Texten eine hohe dokumentarische und sprachliche Quali-

tät aufweist. Die mundartliterarischen Megaseller der letzten Jahre waren *Bach- u Wöschtag* (1998) und *Züpfe u Suppe* (2002) der Berner Bäuerin Hanni Salvisberg; über 90000 Exemplare dieser beiden Bücher wurden verkauft.

Bedauerlich ist, dass nur wenige Autorinnen und Autoren, welche gut Mundart schreiben können oder könnten, die Mundart für ihr literarisches Schreiben wählen und die Mundartliteratur aus der herrschenden Fixierung auf die Vergangenheit herausführen. Es bleibt zu hoffen, dass Autorinnen und Autoren wie die Berner Beat Sterchi (geb. 1949), Guy Krneta (geb. 1964) und Pedro Lenz (geb. 1965), welche vorwiegend mit oralen Formen arbeiten, sei es in den elektronischen Medien, sei es auf der Bühne bei Lesungen oder Poetry Slams, auch für die Mundartliteratur befruchtend wirken, ihre Texte nicht nur auf CDs herausgeben, sondern auch in Buchform veröffentlichen. Nur bräuchten diese Autoren für ihre Bücher ein interessiertes Publikum, das sich gern lesend und nicht nur hörend auf neue, kreative Mundartliteratur einlässt, auch wenn oder gerade weil die Mundart zurzeit nicht mehr nationales Pflichtfach und als solches sozusagen amtlich geschützt ist. Der Stellenwert der Mundartliteratur hängt nicht zuletzt vom Wert ab, welchen wir den Mundarten in unserem Sprachverhalten, in unserer Sprachkultur und in unserer Sprachenpolitik (z. B. das generelle Verbot von Mundart als Unterrichtssprache in der Schule) geben.

HIMMUHERRGOTTSTÄRNENABENANG! WIDER DIE VERNIEDLICHUNG DES MUNDARTPOP

Bänz Friedli

Nie zuvor gabs so viel schweizerdeutsche Popmusik. Doch die gesungene Mundart ist zu artig – es gelingt ihr kaum, die Gegenwart abzubilden. Zum Glück gibts die Neuerer Blusbueb und Kutti MC.

«I mir inn rumort e stächende Schmärz», singt Natacha, die Popsängerin aus dem Emmental. Übersetzt in die Sprache, in der junge Schweizerinnen heute wirklich reden, würde das etwa heissen: «Ey, Mann, isch krass. S tuet mehr huere mega weh.» Und da haben wir schon das Problem: Mundartpop boomt wie nie, doch je grösser die Quantität des Ausstosses, desto kleiner die künstlerische und sprachliche Qualität. Mundartpop ist zwar im Hoch, sprachlich aber ist er steif und starr.

Natacha ist nur ein Beispiel für gekünstelten, verdeutschten Dialekt. Niemandem ist der Schnabel so gewachsen, wie sie singt – auch ihr nicht. Privat würde sie sich kaum so ausdrücken. Dabei war es, wann immer schweizerdeutscher Pop seine grossen Momente hatte, die Kunst der jeweiligen Autoren, dass sie ihre elaborierten Texte wie spontane Alltagssprache klingen liessen: Mani Matter, Rumpelstilz, Züri West sangen aus einer Zeit heraus, für eine Zeit. Sie erfassten, verdichteten einen Zeitgeist. «I dire Loge isch es chaut, d Mieti isch nid zahlt, es rägnet oder schneit, es isch zähni, du ligsch geng no im Bett.» Wenige Worte von Züri West genügen, und die Stimmung von Berns bleiernen Jahren ersteht, den wüsten Achtzigern, in denen der Wunsch der Jugend nach Auf- und Ausbruch in Lähmung erstarrte. Eine Wohnung war eine «Loge», die Jungen waren dauerdeprimiert – und genau so, wie Kuno Lauener sang, sprach man damals auf der Gasse. Der Dialekt hingegen, der heute Radioprogramme und Hitparaden dominiert, ist unecht und unzeitgemäss und daher kaum geeignet, die Gegenwart abzubilden.

Wo bleibt der so genannte Jugo-Slang, den heute alle Teenager, auch gebürtige Deutschschweizer, reden? Und wo die Themen, die Jugendliche heute umtreiben: Lehrstellenmangel, Drogen, Integrationsprobleme fremdsprachiger Kinder, Angst vor der grossen, weiten, globalisierten Welt? Erst ein anonymer Musiker aus dem Aargau mit Deckname Blusbueb machte Ende 2004 den Dialekt wieder zum lustvoll lautmalerischen Spiel- und Schlachtfeld. Er

frischte das ewig nostalgische Genre mit einer heutigen Sprache auf, katapultierte den Mundartpop mit einem einzigen Satz in die Jetztzeit: «Dr Hassan macht alli krass an.» Darin vibriert, was die Jugend heute umtreibt. Musik wie diese war überfällig.

Das Jahr 2004 hat den Rekord von 1992, als 400'000 schweizerdeutsche CDs abgesetzt wurden, übertroffen. Allein die Reihe *S bescht Mundartalbum wo's git* von Emi Music, inzwischen bei der vierten Sammel-CD angelangt, verkaufte 350'000 Tonträger. Mit den Erfolgen von Polo Hofer, QL, Plüsch, Florian Ast, Züri West, Mash, Sandee, Scream und anderen belief sich die Anzahl heimisch besungener Platten auf gegen 800'000.

2005 dauerte die Hausse, wenn auch leicht vermindert, an. Der Boom ist verordnet. Die grossen Plattenfirmen des Weltmarktes – Universal, Warner, Emi und Sony-BMG – wiesen ihre geschrumpften Schweizer Filialen in der Krise an, im Inlandgeschäft nur noch auf die Milchkuh Dialektpop zu setzen. Und weil die Jugendlichen, die sich Weltstars wie Gwen Stefani gratis aus dem Web laden, die Songs einheimischer Künstler meist noch loyal im Laden kaufen, geht die Rechnung auf.

Aber inhaltlich? Ist das Gros der Mundartbands bieder, brav, angepasst, will es *Ewigi Liebi* wie Mash, preist es heimwehleidig wie Plüsch die Berge, den Schnee, und, ganz im Ernst, die Schokolade. Vielleicht, weil unsere Jugend wirklich bieder, brav und angepasst ist. Vielleicht, weil der Dialekt, zumal das Berndeutsche, dazu tendiert: zur Verharmlosung, zum Netten, Niedlichen, Nivellierten. Die altertümelnde Sprache, nostalgiestarr, diktiert den ewig gestrigen Inhalt. Wenn die Sänger denn überhaupt eine Sprache haben. Meist sind die Liedtexte gespickt mit Germanismen, Leerformeln, falschen Metaphern. «Nackti Wänd, i ha chalti Händ, wott d Gedanke sammle, i bi ne Gfangne», singen Lockstoff. Kein Mensch spricht so.

Vorbei die Zeit, da mundartig unartig bedeutete, aufmüpfig gar. Selbst QL, die sich furchtbar cool geben, wirken mit ihren ruppigen Versionen bekannter Hits nur mehr reaktionär: Ihr Dialektpunk verkommt zur hirnlosen Schunkelei.

Das hat mit der Übermacht des Bärndütsch zu tun. Es ist emotional glaubwürdig, eignet sich für die grosse Geste: «I ha di gärn» – keiner würde das auf Züritüütsch singen. Berndeutsch wurde zum Synonym für Mundartrock, selbst der süsse Baschi aus dem TV-Vehikel *MusicStar*, von Haus aus Baselbieter, singt Beinahe-Berndeutsch. He, ja, man hat die Berner einfach gerner.

Die Berndeutsch-Zentriertheit des Mundartpop gründet in der Tradition. Immer wieder greifen Berner Musiker auf sie zurück, Rumpelstilz sangen wie viele andere *Stets i Truure*, Stephan Eicher, Christine Lauterburg, Tinu Heiniger und Büne Huber haben das *Guggisbergerlied* neu vertont. Dieser Schlüssel-Song, nahezu 300 Jahre alt, beweist, dass im bernischen Liedgut früh schon die Schwermut lag: «Niemand wird sich der stillen Gewalt ganz entziehen können, die diese altertümliche, ernste Moll-Weise ausdrückt», sagte der Volkskundler Otto von Greyerz, der 1907 die Liedersammlung *Im Röseligarte* zusammenstellte, über *Vreneli abem Guggisberg*. Weil sich Vertriebene, Streunende, Gesetzlose aus ganz Europa in der Gegend am Sensegraben niederliessen, schlichen sich slawische Schwere und jiddische Gebrochenheit ein. Heute würde man sagen: Blues. Auf dem Fernweh-Blues von *Vreneli abem Guggisberg*, dieser Melancholie, diesem Fortgehen-Wollen-und-dann-doch-Bleiben, diesem Zusammenkommen-Wollen-und-nicht-Können, gründet der gesamte Berner Rock: «S isch äben e Mönsch uf Ärde, und i möcht binem sy.»

Doch es ist nicht allein die Tradition, die Bern zum Hauptort des Mundartpop machte. Es waren schlicht auch die richtigen Figuren zum richtigen Zeitpunkt am richtigen Ort. «Es muss nur einer kommen und es tun», sagte Mani Matter, der unvergleichliche Troubadour. Und er tats: befreite das Berndeutsche aus dem *bbluemete Trögli* der Vergangenheit.

Nur macht Berndeutsch, auch das befreite, die Sprache zum Plüschtier, denn es ist ein runder, gesunder Dialekt, in dem – Himmuherrgottstärnenabenang! – selbst das Fluchen herzig klingt. Sein Sympathiewert ist in allen Erhebungen spitze (daher wird es oft in Werbekampagnen eingesetzt), es ist mit seinen lautmalerischen, dunklen Vokalen gut singbar, es prägte dank des Radiostudios Bern über Jahrzehnte das Land, und es gilt als lieb. Hierin gründet das Glungene-Cheib-Syndrom: Die Sprache ist mitschuldig, dass man die Berner für gmögige Kerle hält – die man nicht ganz ernst nehmen muss.

Und weil immer wieder Berner Figuren wie Berns Stadtpräsident Alex «Tschäppu» Tschäppät für die Nation den Clown machen, hält sich das Klischee. «Pudi» Latour lieferte, als er noch Trainer des FC Thun war, via Fernsehen Bonmots für die Restschweiz: «Herr Meier, dasch eifach e Gränni!» Nur assoziiert niemand Berndeutsch mit der Gegenwart. Wollte man sich in dem Dialekt zum Hier und Jetzt äussern, man müsste ihn neu erfinden. Et voilà, der Blusbueb hats getan. Sein Berndeutsch ist ein rüder Bastard, aber quicklebendig: «Dr Sepp isch en old fäschen Depp. U dr BH? Dr BH bhaut i eh a, Lea.» Dadaistisch, klangmalerisch, up to date.

Alle zwanzig Jahre muss die Mundart befreit werden. Mitte der Sechziger entstaubt Kurt Marti im Gedichtband *rosa loui* das Berndeutsch, das im Gotthelf-Jargon der Beromünster-Hörspiele und der Franz-Schnyder-Filme gefangen ist, vom Gestus der geistigen Landesverteidigung. «Modern Mundart» heisst das Etikett für den respektlosen Umgang mit der eigenen Sprache, Mani Matter transponiert ihn in die Musik, Span und Polo Hofer erfinden kurz darauf den Mundartrock. Doch schon in seinem ersten Hit *Kiosk* übernimmt Hofer die bürgerliche Warte: «Ja, da chunnt so ne wilde Hippie mit gflickte Hosebei.» Hofer macht das Genre mehrheitsfähig – und öffnet Raum für Rebellion.

Eine neue Generation zeigt, dass man es mit dem Dialekt buchstäblich treiben darf, Martin Frank schockiert mit dem Roman *ter fögi ische souhung*, und Mitte Achtziger, zwanzig Jahre nach «Modern Mundart», sagt und singt sich die Jugend von den Vätern los: «Un i stah hie uf dr Bühni u mache für öich dr Polo – wägem Gäud, wägeme lumpige Huuffe Gäud», rotzen Züri West 1985. Danach schlugen viele einen eigenen Tonfall an: Stiller Has legten subtil das Faschistoide am Gemütlichen frei, Patent Ochsner malten barocke, trunkene Sprachbilder, Florian Ast versprühte Rotzbuben-Charme.

Doch die Neuerer wurden zu Klassikern. Und die Jungen? Tönen wie Rumpelstilz 1975, nur braver. Wie die Alten sangen, so singen auch die Jungen. Sie sind gefangen in der Form, die möglicherweise auch den Gehalt vorgibt, sind nostalgisch statt zukunftsgerichtet, affirmativ statt kreativ. Und bilden ein Land ab, das es nicht mehr gibt. Die gloriose Vergangenheit wird zur Hypothek für junge Berner Musiker, denn wer keine eigene Sprache hat, der hat nichts zu sagen. Pseudojuvenil die ungelenken Texte des Möchtegerngirlies Mia Aegerter, passend zu einer, die ihr Alter gegenüber den Medien nach unten korrigiert. In Allerweltsfloskeln wie «I gseh so vili Mönsche uf dr Wält, wo wei öpper angers sy. I bi so, wien i bi» imitiert sie das Japsen der kanadischen Rocksängerin Alanis Morissette, verrät im Gegensatz zu jener aber rein gar nichts über das Lebensgefühl einer jungen Frau. Kisha giesst den alten Kalenderblattkitsch «Vertröim nid dis Läbe, läb dini Tröim» neu auf. Was sagt die Blondine aus Flamatt uns über die Schweizer Jugend 2005, eine Jugend, die sich zwischen Rasern, Rap und Randale zu behaupten sucht? Nichts.

Das Perfide ist die scheinbare Selbstverständlichkeit. Dialekt scheint bubileicht, denn er ist ja allüberall. Der Heimatfilm *Sternenberg* läuft mit Rekordeinschaltquote auf SF 1, *Hinter den sieben Gleisen* wird am Zürcher Schauspielhaus gegeben, *Mein Name ist Eugen* erzielt im Kino Bestwerte. Klar,

man kuschelt sich gern aneinander, wenn die grosse Welt aus den Fugen gerät und die kleine nicht mehr ist, was sie war: Im Kindergarten wird Frühhochdeutsch eingeführt, weil die Kinder hundert Sprachen reden, nur nicht Schweizerdeutsch; in der Unterstufe kommt Frühenglisch. Da liegt der Rückzug ins heimelige «Sahlenweidli» nahe, da hört man gern Pop, der zementiert, was einmal war.

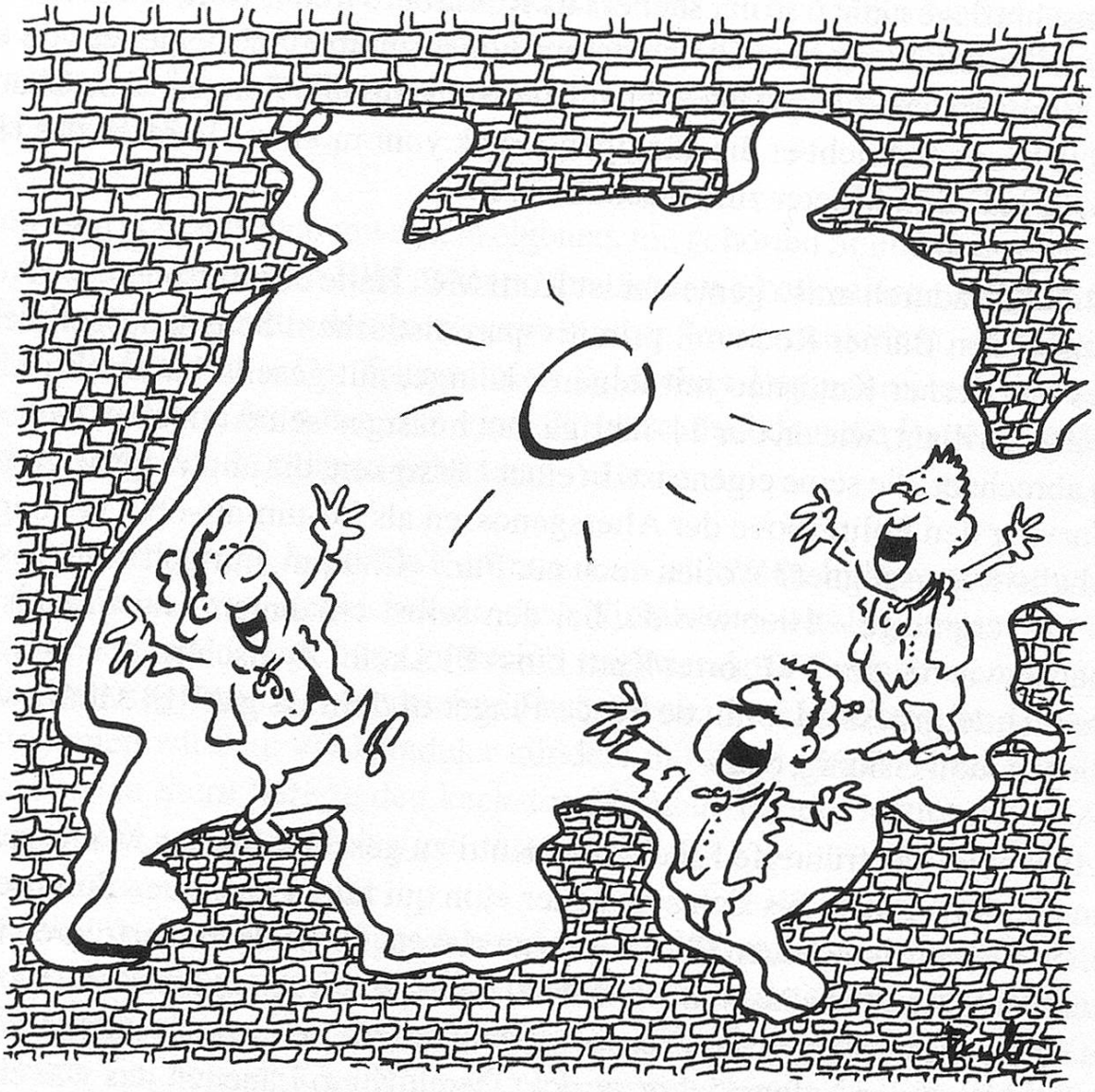
Die Kids auf der Strasse indes schreiben hennä flinke SMS und reden Goran-Slang. «Ich säg dich im Foll, Monn, he, ich wäiss wo dim Huus wohnt, muesch mir nöd aafigge.» Nie floss diese Gegenwartssprache in den Mundartpop ein. Der einzige, der sich 2004 mit Jugendslang beschäftigte, war Tinu Heiniger. Und der ist 58.

Dann kam der Blusbueb mit einem eigenen, nie gehörten Sound und zeichnete mit wenigen Worten ein Bild unserer Vorstädte, wo balkanische Jungmachos in XXL-Kapuzenpullis den ganz, ganz starken Mann markieren. «Dr Hassan macht alli krass an.» Der Satz schrieb Schweizer Popgeschichte. Er führte den Bruch herbei, der nötig war – just 20 Jahre, nachdem die Band Züri West ihrerseits mit den Vorvätern gebrochen hatte.

Der Blusbueb gibt sich nur als Berner aus, er ist keiner. In Bern selber wiegt das Erbe zu schwer. Bezeichnend, dass Nichtberner am lockersten mit der Mundart umgehen: Der aus Österreich zugewanderte Endo Anaconda von Stiller Has ringt dem Berndeutschen Facetten ab, die Einheimische gar nicht wahrnehmen würden: «D Hündeler hündele mit ihrne Hünd.» Und der Aargauer Adrian Stern lieferte den kecksten Mundart-Hit der letzten Jahre: *Ich ha nur welle wüsse ob ich dich chan küsse.*

In der Nische des Rap, des Sprechgesangs nach US-amerikanischem Vorbild, ist der Wandel längst vollzogen: Da zieht das Duo Paar@Ohrä über Bundesrat Blocher her, fährt die junge Zürcherin Big Zis den Mackern an den Karren, reimt Tinguely dä Chnächt: «Zersch gaasch mer uf dä Liim, und dänn chläb der eis. Ich bin en Baschtler, Baby.» Aber das breite Publikum hört keinen Rap. Unter anderem, weil die meist männlichen, meist älteren Entscheidungsträger der massgebenden Plattenfirmen die Schätzchen favorisieren. Eine rotzfreche Jungfeministin wie Big Zis geht leer aus, man setzt lieber auf die herzig anpassungsfähige Walliserin Salome, die 2005 den TV-Wettstreit *Music-Star* gewann. Einzige Bedingung für den Plattenvertrag: Salome musste, anders als ihre glücklose Vorgängerin Carmen Fenk, Mundart singen.

Aber vielleicht setzt sich ja doch eine neue Tonlage durch. Anfang 2005 sorgte der Berner Slam-Poet MC Kutti für Aufhorchen, der in seinen Reimen rasierklingenscharf die nabelgepiercten Teenies porträtiert. Er wirkt zuweilen altklug, spielt mit Germanismen, treibts deftig mit good old Bärndütsch. Aber das ist es ja gerade: Kutti MC artikuliert eine gänzlich neue, eigene Sprache. Weil sie von der Klangmalerei leben, lassen seine Raps sich kaum transkribieren. Die Stimme ist Instrument, der Tonfall macht die Musik aus. «Du bisch so ne sälbschtbewussti urbani Single-Frou, wo Handtäschene mit Stärnemotiv i Chlinschtuflage näiht u se när säuber i ds Kulturbüro treit», verhöhnt er Möchtegern-Grossstädterinnen. Gleich darauf liebeskummert er, begleitet von einem jammernden Cello: «I tätowiere mir di Name uf mini Zunge, i bi ne Chummerbueb», dann bricht er die gängigen «Fuck your mother»-Phrasen des Hip Hop: «I lade dini Mueter zum Nachtässen ii.»

Subtil und dadurch umso gemeiner ist Kutti MC. Hatte der Blusbueb, ein Auswärtiger, den Bärner Rock mit primitiv-parodistischem Schalk aufgefrischt, tat es der Berner Kutti nun mit feinerer Klinge, mit gesellschaftspolitischer Schärfe. Brillant, wie er, der 24-Jährige, hochnäsig näselnd mit einer Generation abrechnet, die seine eigene ist. In einer Lässigkeit, die an Arroganz grenzt, entlarvt er den Politgroove der Altersgenossen als So-tun-als-ob. Die jungen Globalisierungsgegner? Wollen doch nur Fun: «Chumm, mir göh uf Davos üs chli ga vergnüege.» Hier wie da, bei den selbst ernannten Anti-Faschisten genauso wie bei der SVP, ortet Kutti bloss Floskeln. Zynisch fragt er: «Söu i mitem Hitlergruess oder mit de Peace-Finger uf d Strass gah? Ei Münzewurf besieglet mini Gsinnig, o ja.»

Vielleicht ist das frühreife Früchtchen Kutti zu gescheit für den Mainstream. Dann hören wir halt, bis sich sein neuer «ton qui fait la musique» durchsetzt, weiter die konfliktscheuen Plüsch aus Interlaken. Diese derzeit erfolgreichste Mundart-Formation säuselt noch in der Trennung: «Irgendeinisch cha wieder alls so sy, wies isch gsy, oh, wies isch gsy», und wir sehnen uns nach den fiesen Züri West der Anfangsjahre zurück: Deren Kuno Lauener, das war einer, der sang, wie ihm der Schnabel, wie ihm das Schnäbi gewachsen war. Der beherrschte die Kunst, nicht künstlich zu tönen. Wenn er sich von seiner Freundin trennen wollte, sang er kurz und schnurz: «Cha nümm mit dir zäme sy!»